

Evangelische
Fachhochschule
Darmstadt

Forschungszentrum

Cornelia Mansfeld (Hrsg.)

An den Stärken ansetzen – Interkulturelle Eltern- und Familienbildung

Arbeitspapiere aus der
Evangelischen Fachhochschule Darmstadt
Nr. 9 - November 2007

ISSN 1612-8532 (Printversion)

Impressum:

Evangelische Fachhochschule Darmstadt
Forschungszentrum
Zweifalltorweg 12
D-64293 Darmstadt

Tel: 061 51/87 98 0

Fax: 061 51/87 98 58

E-Mail: forschung@efh-darmstadt.de

Internet: <http://forschung.efh-darmstadt.de>

Redaktion: Patricia Bell

ISSN 1612-8532

Bei der Abfassung von Manuskripten sind die „Hinweise für unsere AutorInnen“, die unseren Webseiten zu entnehmen sind, zu beachten.

Auf Anforderung werden Exemplare gegen Übersendung der Portokosten in Briefmarken zugesandt. Arbeitspapiere können auch gedownloadet werden.

Zusammenfassung

Eltern- und Familienbildung ist zwar gegenwärtig im Fokus sozialpädagogischer und familienpolitischer Diskussionen, jedoch werden die Bedürfnisse und Lebenslagen von Familien mit Migrationshintergrund dabei kaum mitbedacht. Dies ist unverständlich angesichts dessen, dass Menschen mit familialer Migrationserfahrung ca. 20 % der Bevölkerung ausmachen.

Familien mit Migrationshintergrund und auch Familien ohne Migrationserfahrung müssen schwierige Lebenslagen in unterschiedlichen Erscheinungsformen bewältigen: Erwerbslosigkeit, Berufskrankheiten, schwieriger Zugang zu Ausbildung und Fremdenfeindlichkeit treffen insbesondere eingewanderte Familien. Einheimische Familien sehen sich etwas weniger mit Erwerbslosigkeit konfrontiert, Anforderungen am Arbeitsplatz und an Mobilität überfordern, Ansprüche an gelingendes Familienleben sind unerfüllbar hoch.

In Vorträgen wird herausgearbeitet, wie eingewanderte und einheimische Familien diese herausfordernden Lebenslagen zu bewältigen suchen und welche Konsequenzen dies für Konzeptionen interkultureller Elternarbeit haben könnte. Es wird deutlich, dass ein gelingender Migrationsprozess ebenso wie ein guter Umgang mit sozialem Wandel in Familien überhaupt sehr voraussetzungsreich ist. Eltern und Paare müssen unterstützt werden, wenn Kindern eine gute Entwicklung ermöglicht werden soll. Gemeinwesenarbeit kommt bei der Bewältigung von Veränderungsprozessen wie auch in der interkulturellen Familienbildung eine besondere Bedeutung zu. Methodisch bieten sich verschiedene Formen der Beratung, stadtteilbezogener Aktivitäten, Kursprogramme und Bildungsurlaube sowie Freizeiten an.

Schlüsselbegriffe: Interkulturelle Elternbildung, Migrantenfamilien, Familiendynamiken in der Migration, Erziehungsberatung, Familie und Arbeitswelt

Abstract

Parent and family education may be a current focus of social work and family policy debates, but the needs and situation of families with migrant backgrounds are scarcely taken into account. This is incomprehensible in face of the fact that people with a family history of migration account for about 20% of the population.

Families with a migrant backgrounds as well as families without a history of migration have to cope with difficult situations in various guises: unemployment, occupational illness, problems with accessing education and hostility to foreigners particularly affect migrant families. Indigenous families are somewhat less confronted by unemployment, nevertheless workplace demands and occupational mobility overburden families and the demands of a successful family life are unrealistically high.

These articles examine the ways in which migrant and indigenous families attempt to cope with challenging situations and consider what the consequences are for concepts of intercultural work with parents. It is clear that a successful process of migration as well as a positive experience of social change in families is certainly a lot to expect. Parents and couples have to be supported in order to ensure that children can develop well. Community work is particularly significant for the management of change processes as well as intercultural family education. Different forms of counselling, neighbourhood activities, programmes of courses, educational leave and leisure pursuits can all be appropriate methods for this work.

Key words: intercultural parent education, migrant families, family dynamics of migration, educational guidance, family and employment.

**Tagung der Evangelischen Fachhochschule Darmstadt
Am 18. Dezember 2006 in Darmstadt**

**An den Stärken ansetzen –
Interkulturelle Eltern- und Familienbildung**

Dokumentation

Cornelia Mansfeld

Mutter sein und Vater sein in einem Einwanderungsland –
soziologische Perspektiven auf Lebenslagen und Ressourcen von
Familien mit und ohne Migrationshintergrund 5

Alp Otman

Migrantenfamilie und Community zwischen Öffnung und Abschottung 19

Fahri Khalik

Familiendynamiken in der Migration 35

Ulrike Koch

Arbeitsgruppe: Interkulturelle Familienbildung – Am Beispiel einer
einwöchigen Reise von türkischen und arabischen Müttern mit ihren
Kindern unter dem Thema: „Erziehungskompetenz stärken“ 47

Paul Friese

Arbeitsgruppe: Erziehungsberatung als Dialog mit Familien mit
Migrationshintergrund 51

Ulrike Anders

Arbeitsgruppe: Mütter und Väter in der Spannung zwischen Familie
und Arbeitswelt – Elternbildung mit deutschen Familien 61

Angaben zu den Autorinnen und Autoren 69

Cornelia Mansfeld

**Mutter sein und Vater sein in einem Einwanderungsland –
soziologische Perspektiven auf Lebenslagen und Ressourcen von
Familien mit und ohne Migrationshintergrund**

Die Tagung hat im Titel zwei programmatische Aussagen: Zum einen wollen wir dazu beitragen die Stärken von Müttern und Vätern, und zwar den Einheimischen wie den Eingewanderten bewusst zu machen. Weiterhin wollen wir dies in einer interkulturellen Perspektive sehen.

Eine interkulturelle Betrachtungsweise ist mehr als das Feststellen eines multikulturellen Lebens in einer Gesellschaft. Mit einer interkulturellen Perspektive, wie wir sie hier versuchen wollen, soll die Aufgabe verbunden sein, herauszufinden, wo in den Lebenswelten von Eingewanderten und Einheimischen Unterschiede und wo Ähnlichkeiten bestehen. Solche Ähnlichkeiten zu sehen ist wichtig, um angemessene Konzepte in der Sozialen Arbeit mit Familien zu entwickeln.

Insbesondere bei eingewanderten Familien werden häufig Defizite behauptet, die mit mangelnder Bildung, Verwurzelung in Traditionen, die nicht für die hiesige Gesellschaft adäquat sind, und mit fremden religiösen Bindungen begründet werden.

Bei einheimischen Familien werden Schwierigkeiten insbesondere im Bereich der Vereinbarkeit von Familie und Beruf gesehen. Das Ideal einer Mutter, die ausreichend Zeit hat, sich um ihre Kinder zu kümmern, ist in Deutschland in Fleisch und Blut übergegangen, oder, um es soziologisch auszudrücken, es ist inkorporiert. Dies beschert den Müttern, die berufliche Ambitionen haben, Schuldgefühle.

Ebenfalls ist in Deutschland die Vorstellung inkorporiert, dass die deutsche Staatsangehörigkeit durch die Abstammung von deutschen Eltern begründet ist. Noch bis in die 70er Jahre reichte es sogar, einen deutschen Vater zu haben, um ungefragt die deutsche Staatsangehörigkeit zu erhalten. Mütterliches Blut wurde von väterlichem dominiert, was sich daran zeigte, dass Mütter mit deutscher Staatsangehörigkeit, die ein Kind mit einem ausländischen Mann hatten, ihre Staatsangehörigkeit nicht an ihr Kind weitergeben konnten. Automatisch hatte es die seines Vaters.

Diese Idee eines Staates als patriarchale Abstammungsgemeinschaft hat zur Folge, dass insbesondere, wenn es um Abgrenzungen nach außen geht, eine Einheitlichkeit deutscher Kultur phantasiert wird. Wenn dann beispielsweise von „Leitkultur“ gespro-

chen wird, werden Differenzen in der einheimischen, autochtonen Bevölkerung verwischt. Unterschiede, die sich z.B. in den geografischen Räumen der Bundesrepublik oder in den Lebenslagen der Menschen zeigen, verschwinden hinter behaupteten Differenzen von Deutschen zur eingewanderten Bevölkerung.

Um interkulturelle Phantasie entwickeln zu können, ist es – so denke ich – notwendig, sich diese tiefsitzenden, inkorporierten, eingefleischten Vorstellungen bewusst zu machen. Dies sehe ich als eine Voraussetzung an, um sich von ihnen lösen zu können. Hilfreich in einem solchen Prozess kann sein, einen sachlichen, sozusagen objektiven Blick auf die Lebenslagen von Familien mit Migrationshintergrund und solche ohne eine familiäre Wanderungserfahrung zu werfen, ohne sich dabei von Vorannahmen über kulturelle Eigenarten leiten zu lassen. Es geht also darum Strukturgleichheiten und Ähnlichkeiten zu erkennen.

Ein solcher strukturanalytischer Blick auf einheimische wie auch eingewanderte Familien wird in Deutschland selten gewagt. Auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern fällt er schwer. Dies dürfte mit den Inkorporierungen erklärbar sein, die ich erwähnte.

Die beiden letzten Familienberichte der Bundesregierung machen dies deutlich. Beide Berichte beschäftigen sich mit Auswirkungen des sozialen Wandels auf Familien. Die WissenschaftlerInnengruppe des sechsten Familienberichtes, der sich mit den Leistungen, Belastungen und Herausforderungen von Familien ausländischer Herkunft auseinandersetzt und der im Oktober 2000 erschienen ist, meint feststellen zu können, dass Familien ausländischer Herkunft sich an den sozialen Wandel anpassen, indem sie Unterstützungsnetzwerke bilden. Dagegen reagiere die deutsche Bevölkerung auf den sozialen Wandel mit einer zunehmenden Zahl von Ein-Personen-Haushalten, die von stark berufs- und mobilitätsorientierten Frauen und Männern in Ballungsgebieten gebildet würden. Hier wird unreflektiert von einer Tendenz zur Auflösung der Familie in der einheimischen Gesellschaft ausgegangen und polarisierend mit dem Familiennetzwerk der Eingewanderten konfrontiert, als ob es keine deutschen Familien gäbe, die sozialen Wandel bewältigen würden (vgl. 6. Familienbericht, S. 24f). Ausdrucksformen sozialen Wandels in Familien ohne Migrationshintergrund wurden nicht zum Vergleich herangezogen. Ein Familienzusammenhalt bei Menschen ausländischer Herkunft wurde idealisiert und der behaupteten individualisierten Einsamkeit der deutschen berufsorientierten Bevölkerung polarisierend gegenüber gestellt.

Der 7. Familienbericht, der im April 2006 erschien, beschäftigte sich unter dem Titel „Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit – Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik“ explizit mit den Folgen sozialen Wandels für Familien. Mit dem Hinweis auf die gründliche Beschäftigung des 6. Familienberichtes mit der Thematik der eingewanderten Familien sei die „Freiheit gegeben“ gewesen, „nicht alle Themen und Vorstellungen aus diesem Bereich wieder aufgreifen zu müssen“ (7. Familienbericht, S. 4) wird dazu erklärt. Dies ist angesichts der Fülle des im 7. Familienbericht verarbeiteten Materials nachvollziehbar. Allerdings wiederholt sich damit eine Haltung, die im 6. Familienbericht berechtigt kritisiert wird: In sozialwissenschaftlichen Untersuchungen zur Gesellschaft der Bundesrepublik reproduziert sich häufig die langjährige politische Nicht-Anerkennung der Einwanderungssituation in der Bundesrepublik. Oft beschäftigen sich Forschungsarbeiten explizit mit Immigration oder sie gehen von einer homogen gedachten deutschen Gesellschaft aus.

Trotz dieser desintegrierenden Grundhaltungen möchte ich im folgenden das umfangreiche Datenmaterial, das in beiden Familienberichten zusammen getragen wurde, nutzen, um Möglichkeiten eines interkulturellen Blicks, der relevant für die Konzeptentwicklung in der Familienbildung wie in der Sozialen Arbeit überhaupt sein könnte, auszuloten.

Zunächst werde ich einige zentrale Ergebnisse der beiden Familienberichte vorstellen, um sie dann miteinander in Bezug zu bringen und zu überlegen, was dies für eine interkulturelle Elternbildungsarbeit bedeuten könnte.

Zentrale Ergebnisse des 7. Familienberichtes

Der 7. Familienbericht stellt in das Zentrum seiner Untersuchungen die Entwicklung von Familien im Kontext sich stark verändernder gesellschaftlicher Rahmungen.

Die Grundannahme ist, dass gegenwärtig ein Übergang von der Industriegesellschaft zur „*Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft*“ geschieht. Dieser Übergang sei verbunden mit einer „*Labilisierung der Haupternährerrolle durch zunehmende konjunkturell bedingte Arbeitslosigkeitsrisiken*“. Entsprechend verändert sich der Arbeitsmarkt dahingehend, dass als typisch weiblich bzw. als stereotyp männlich angesehene Berufe anders nachgefragt werden als bisher, weil es eine größere Nachfrage für Dienstleistungsberufe und damit für Frauen als Beschäftigte gibt. Diese Veränderungen haben Folgen sowohl für „*das Paarverständnis als auch (für) das Verhältnis zu Familienarbeit, zu Kindern und zur älteren Generation.*“ (a.a.O. S.69f). Es bedeutet, so die Kom-

mission, dass die Ebenen der Familie und des Berufes durch neue politisch unterstützte *Balancen im Lebenslauf* von Frauen und Männern gleichermaßen realisierbar werden müssen. Obwohl viele Männer und Frauen dazu bereit sind, ihre Zuständigkeiten in Familien zu überdenken, stoßen sie doch immer an Grenzen, die durch die Einflüsse von Institutionen auf die Alltagsgestaltung gesetzt werden (a.a.O., S.71). Damit ist gemeint, dass durch Familienpolitik, Sozialpolitik und Bildungspolitik gesetzte Strukturen – wie z.B. den Formen und Zeiten der Kinderbetreuung oder die Unterstützung des Hauptnährer- und Zuverdienermodells durch Transferleistungen bzw. Steuerpolitik – im Widerspruch stehen zu der vom Arbeitsmarkt geforderten Flexibilität der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer. Dies hat zur Folge, dass Familienbeziehungen in diesem widersprüchlichen Kontext immer wieder aktiv hergestellt werden müssen, weil diese Widersprüche einerseits Konflikte provozieren wie auch ständige organisatorische Abstimmungen verlangen. Dies ist eine Aufgabe, die im wesentlichen von Frauen übernommen wird, was wiederum institutionell gestützt wird.

Der 7. Familienbericht rückt die Analyse der Geschlechterbeziehungen in den Mittelpunkt, weil die strikte Aufgabenteilung zwischen Frauen und Männern im privaten und öffentlichen Raum, der für Industriegesellschaften galt, mit der Durchsetzung von Wissens- und Dienstleistungsgesellschaften obsolet geworden ist. Dennoch wirkt das Familienmodell eines männlichen Hauptnährers und eines weiblichen Zuverdieners weiterhin: als normative Vorstellung, an der sich Frauen und Männer auf widersprüchliche Weise zu orientieren versuchen, als handlungsleitend in verschiedenen Politikfeldern auf Bundes- wie kommunaler Ebene sowie als die Arbeitszeit strukturierend.

Trotz dieser normativen Vorstellungen, die sowohl auf der Ebene der Subjekte – wenn auch widersprüchlich – wie auf der Ebene der Institutionen sichtbar werden, hat sich in den siebziger Jahren innerhalb kürzester Zeit ein *eindrücklicher Wandel im Leben von Paaren* und Familien vollzogen. Dieser ist gekennzeichnet von einem späteren Heiratsalter, einem Rückgang der Geburten, einer steigenden Zahl von Scheidungen und damit verbunden einer zunehmenden Zahl von alleinerziehenden Müttern sowie Familien, in denen Kinder aus mehreren Verbindungen der Eltern leben (a.a.O. S. 68ff).

Die Berichtskommission des 7. Familienberichtes sieht kritisch, dass die Aufgabe, den Erwerbs- und Familienlebenslauf miteinander zu verbinden, bisher nur als Thema von und für Frauen diskutiert wurde. Dies habe keine Zukunft und stattdessen müsse die *Beteiligung beider Geschlechter an familialer Arbeit* und Sozialisationsfunktionen erreicht werden (a.a.O. S.7). Dabei sollte berücksichtigt werden, dass die Leistungen der

Familie für die Gesellschaft keine naturwüchsige, unversiegbare Quelle sind, sondern eine Ressource, die der Sorge um ihre Nachhaltigkeit bedarf (a.a.O. S.8). Damit wird darauf hingewiesen, dass das widersprüchliche Leben zwischen normativen Leitvorstellungen, die institutionell abgestützt werden, und anderen Notwendigkeiten, wie sie z.B. durch Vorstellungen von Gleichberechtigung und Arbeitsmarktstrukturen sich ergeben, schlichtweg für die Beteiligten sehr anstrengend ist.

Eine demokratische Gesellschaft benötige nicht nur ökonomische Entwicklung, sondern ebenso Fürsorge der Menschen untereinander wie auch zivilgesellschaftliches Engagement. In diesen Zusammenhang gehöre eine Anerkennung der „*gemeinsamen Güter*“ (a.a.O. S. 5), die in einer Familie erwirtschaftet werden und die mit familialen Beziehungen nicht gleichzusetzen sind. Gemeint sind damit z.B. Versorgungsleistungen, Sozialisation und Spannungsausgleich. Diese gemeinsamen Güter entstehen zwar im privaten Kontext, sind jedoch nützlich für alle Menschen. Die Idee des hochflexibel einsetzbaren, unabhängigen Berufstätigen als Monade hält die Familienberichtscommission für ein Überbleibsel aus den Arbeitsvorstellungen der Industriegesellschaft (a.a.O., S.9). Statt dessen solle fürsorgende Tätigkeit aufgewertet werden, die nicht mehr an ein Geschlecht gebunden sein dürfe.

Als These möchte ich Aussagen des 7. Familienberichtes zusammenfassen:

Lebensläufe von Frauen und Männern in Familien werden durch politische Institutionen geprägt und eingeengt, deren Leitbilder veraltet sind. Da sie im Widerspruch zu Arbeitsmarkterfordernissen und Gleichberechtigungswünschen von Frauen und Männern stehen, ist eine hohe Managementleistung in Familien nötig, um diese zusammenzuhalten. Diese Aufgabe liegt in der Regel bei den Frauen und Müttern und verursacht einen hohen Ressourcen-Verschleiß.

Zentrale Ergebnisse des 6. Familienberichtes

Ein grundlegendes Anliegen des 6. Familienberichtes ist es aufzuzeigen, dass „Familien ausländischer Herkunft“¹ durch sehr unterschiedliche Merkmale gekennzeichnet sind. Diese Berichtskommission will nicht statisch Differenzen zwischen „in-

¹ Im 6. Familienbericht wird die Bezeichnung „Familien ausländischer Herkunft“ gewählt, um zu verdeutlichen, dass nicht nur ausländerrechtliche Aspekte ihren Status prägen, sondern eine Vielzahl weiterer Aspekte. Sofern ich mich direkt auf den 6. Familienbericht beziehe, werde ich diesen Begriff benutzen, sonst gebrauche ich die Bezeichnung „Familien mit Migrationshintergrund“.

ländischen“ und „*ausländischen*“ Familien herausarbeiten und dabei die jeweilige Gruppe als homogen darstellen, sondern die Prozesshaftigkeit des Migrationsgeschehens in Familien in den Blick nehmen (a.a.O., S. 5). Dabei werden die den Familien unterschiedlich zur Verfügung stehenden Ressourcen berücksichtigt. Das leitende Menschenbild ist das von „*produktiv-realtätsverarbeitenden Subjekten*“ (a.a.O., S. 7), das sich abgrenzt von Vorstellungen der eingewanderten Menschen als traditionsgebundenen Opfern ihrer Verhältnisse.

Im 6. Familienbericht wird darauf hingewiesen, dass Migrationserfahrungen von sehr verschiedenen Aspekten bestimmt werden (S. 6ff).

Beispielsweise impliziert die *Generationenzugehörigkeit* der Migrantinnen und Migranten unterschiedliche Berufserfahrungen, Zugangsmöglichkeiten zum Arbeitsmarkt, zu Möglichkeiten der Aufenthaltsabsicherung sowie Bindungen zum Herkunftsland.

Dazu kommen Unterschiede, die durch die *kulturelle Herkunft* und den damit verbundenen Familienleitbildern gekennzeichnet sind. Hier spielt zusätzlich der *Bildungshintergrund* eine Rolle.

Auch die *Formen der Integration* mit ihren Zwischenebenen in die vielfach selbst von Desintegration und Widersprüchlichkeit gekennzeichnete deutsche Gesellschaft nehmen bei Familien ausländischer Herkunft ganz unterschiedliche Gestalt an. Insbesondere wirken hier politisch und institutionell durch das Aufnahmeland gesetzte Barrieren, die den Zugang zu politischen, kulturellen und ökonomischen Partizipationsmöglichkeiten einschränken.

Speziell der *aufenthaltsrechtliche Status* spielt hier eine Rolle, über den Teilhabemöglichkeiten oft so restriktiv geregelt werden, dass sie die Integration nicht fördern. Hier liegt die Basis für Ungleichheitsstrukturen, denen sich Familien mit Migrationshintergrund ausgesetzt sehen.

Schließlich unterscheiden sich eingewanderte Familien auch nach der Motivation, ihrem Vermögen und ihren Optionen, mit denen sie ihr *Migrationsprojekt* angehen.

Dieses Migrationsprojekt, so der 6. Familienbericht, kann als ein generationenübergreifendes Familienanliegen zur gegenseitigen ökonomischen Absicherung unter widrigen Umständen verstanden werden. Es führt zu einer *Netzwerkbildung*, die auch weitere Verwandtschaftskreise mit einbezieht. Dabei bringen die verschiedenen Generationen unterschiedliche Kompetenzen wie auch Begrenzungen mit, die den Erfolg bzw. Möglichkeiten des Scheiterns bestimmen.

Im Aufnahmeland wirkt die Netzwerkbildung von Familien ausländischer Herkunft als wichtige *Integrationshilfe*. Durch gegenseitige Unterstützungs- und Beratungsleistungen wird die Orientierung nachgezogener Familienangehöriger in die Aufnahmegesellschaft gefördert, die durch außerfamiliale Institutionen so kaum geleistet werden könnte.

Der 6. Familienbericht konzentriert sich bei der Beschreibung des *Verhältnisses und der Beziehungen zwischen Frauen und Männern* in Familien im Wesentlichen auf den Ist-Zustand, denn eine entwicklungsorientierte Sicht, wie sie vom 7. Familienbericht eingenommen wird, wäre angesichts der verschiedenen Herkunftsländer schwierig.

Die Kommission des 6. Familienberichtes verweist zu recht immer wieder darauf, dass die Normalitätsunterstellungen von deutscher Seite gegenüber eingewanderten Frauen, Männern und ihren Familien mit deren alltäglichen Beziehungen wenig gemein haben. So zeigt sich zum Beispiel, dass die Aufgabenverteilung und die Beteiligung bei der familialen Entscheidungsfindung bei türkischen Familien von besonderer Kooperation zwischen Frauen und Männern gekennzeichnet ist, und sich beispielsweise beim „Putzen“ nur unwesentlich von den Werten der deutschen Paare unterscheidet (a.a.O., S. 93). Auch beanspruchen türkische Frauen ihre Männer häufiger für die Betreuung der Kinder und für Hausarbeit als deutsche Frauen (a.a.O., S. 94). Die verschiedenen empirischen Ergebnisse legen nahe, von einer aktiven Rolle von Einwanderinnen im Integrationsprozess auszugehen, die wesentlich zum Gelingen des familialen Migrationsprojektes beiträgt (ebd.).

Diese Ergebnisse empirischer Forschung entsprechen nicht den Fremdbildern deutscher Frauen von eingewanderten Frauen. Hier – so zeigt die Kommission im Anschluss an eine Untersuchung von Schmidt-Koddenberg (1989) – werden Selbst- und Fremdbilder diametral entgegengesetzt (a.a.O., S. 91). Die deutschen Frauen phantasieren türkische Frauen als besonders abhängig und nicht emanzipiert und stellen dies anhand von Kategorien dar, die das Geschlechterverhältnis in Industriegesellschaften beschreiben.

Ähnlich stereotyp werden auch Familien ausländischer Herkunft und ihre Strukturen von deutscher Seite eingeschätzt (a.a.O. S. 111).

Die Frage, warum die Fremdbilder von deutschen Frauen und Männern gegenüber der eingewanderten Bevölkerung derartig eindimensional sind, wird im 6. Familienbericht nicht diskutiert. Allerdings sind sie einer Integration hinderlich, denn sie produzieren die Vorstellung, dass Kontakt nicht möglich sei.

Ebenso hinderlich für die Integration der Familien ausländischer Herkunft – so wird im Familienbericht betont – ist das „*appellative Dementi*“ (a.a.O., S. 43ff), mit dem die bundesdeutsche Politik über Jahrzehnte verneint hat, dass die Bundesrepublik ein Einwanderungsland ist. Dieses konnte sich auf die Vorstellung stützen, dass Deutsche/r sei, wer es von der Abstammung her ist, und wurde in der Politik häufig auf zweifelhafte Weise genutzt, um sich Mehrheiten zu sichern².

Neben dieser politischen Instrumentalisierung, gibt es Institutionen, die ausdrücklich in die individuellen Lebensläufe und damit in die Netzwerke der Familien ausländischer Herkunft eingreifen. Hierzu gehören die *Regelungen des Ausländerrechtes*, die hochkomplex sind, deshalb unübersichtlich und für Familien ausländischer Herkunft schwer nachvollziehbar. Abhängig von ihrem jeweiligen Herkunftsland und ihrer Lebenslage eröffnet das Ausländerrecht unterschiedliche Aufenthaltsabsicherungen, die es den Familien erschweren, langfristig zu planen. Ebenso fördert die Idee, dass die deutsche Staatsangehörigkeit an eine Abstammungsgemeinschaft gebunden sei, nicht die Integration von Familien ausländischer Herkunft (a.a.O., S. 19).

Der *Arbeitsmarkt* als weitere Institution zeigt gegenüber Familien ausländischer Herkunft Schließungstendenzen, die sich in mehreren Aspekten zeigen (vgl. S. 204f). Die Arbeitslosenquote von AusländerInnen liegt über der von Deutschen. Mit der Erfolglosigkeit ihrer Bewerbungen begründet ein hoher Prozentsatz ausländischer Frauen, nicht erwerbstätig zu sein. Die Kommission sieht besonders kritisch, dass ausländische Frauen überproportional im informellen Sektor beschäftigt sind und überhaupt die Anteile der Ausländer abnehmen, die einen sozialversicherungspflichtigen Arbeitsplatz haben. Da die ausländische Wohnbevölkerung zunimmt, bedeutet dies, dass mit geringer werdenden Einkommen eine größere Zahl von Menschen unterhalten werden muss.

In einer These lässt sich nun zusammenfassen:

Wenn man den Gedanken des 7. Familienberichtes aufgreift, dass nämlich Normen und Werte machtförmig in Institutionen zum Ausdruck kommen und auf die Lebensläufe von Frauen und Männern zugreifen, dann hat dies für Familien mit Migrationshintergrund einen besonderen Charakter: als Lebenslauf bestimmend zeigt sich hier das Ausländerrecht, die deutsche Definition der Staatsangehörigkeit sowie

² Die Berichtskommission verweist auf christlich-konservative Aktivitäten, die 1999 ausgrenzende Emotionen bei der Bevölkerung aktivierten (vgl. S. 46).

darauf fußend die Schließungstendenzen des Arbeitsmarktes gegenüber Eingewanderten. Diese wirken offenbar besonders auf Migrantinnen entmotivierend.

Es zeigt sich, dass Familien mit und ohne Migrationshintergrund Entlastung von unpassenden institutionellen Zwängen benötigen.

Die politischen *Empfehlungen* der Berichtskommission zielen auf eine Wertschätzung des Beitrages von Familien ausländischer Herkunft zur bundesdeutschen Gesellschaft, auf die Absicherung ihrer Aufenthalte, um ihnen sichere Planungen zu ermöglichen, und darauf, durch Bildung und Beratung die Potenziale dieser Bevölkerungsgruppe zu entfalten.

Die Ergebnisse der beiden Berichte im Vergleich

Betrachtet man die Ergebnisse der beiden Berichte vergleichend, so ergibt sich, dass Familien in der Bundesrepublik Deutschland Erfahrungen eines *tiefgreifenden Wandels*, der sich in der Zeit von zwei Generationen vollzogen hat, bewältigen.

Je nachdem, ob sie einen Migrationshintergrund haben oder nicht, stellt sich dieser Wandel unterschiedlich dar. Zudem ist auch innerhalb der Gruppe der Familien ausländischer Herkunft zu differenzieren. Um die Komplexität zu reduzieren, möchte ich in der nun folgenden vergleichenden Diskussion mich auf deutsche Familien ohne Migrationshintergrund und Familien türkischer Herkunft in Deutschland beschränken.

Die Normalitätsunterstellungen und normativen Leitbilder in deutschen Familien gründen auf den Vorstellungen von Familie und in ihr gelebten Geschlechterbeziehungen, die – basierend auf bürgerlichen Idealen – für eine Industriegesellschaft mit den in ihr üblichen Arbeitsteilungen passend waren. Jedoch konnten sie mit den Gerechtigkeitsvorstellungen bürgerlich geprägter Gesellschaften nicht vereinbart werden. Die Zuständigkeit der Frauen für häusliche und reproduktive Tätigkeit, die nicht bezahlt wurde und deshalb bis heute kaum gesellschaftliche Anerkennung erfährt, birgt ein Entwertungspotential gegenüber der den Männern zugeschriebenen bezahlten, öffentlichen Arbeit, die die Familie ernähren sollte. Noch heute muss der 7. Familienbericht gegen diese Entwertung fürsorgender Tätigkeiten argumentieren.

Das die Eheleute bindende Projekt einer solchen Familie ist das der *Liebe*, die romantisch verklärt sein muss, um „*Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit*“ (Bock, Duden 1977) zu legitimieren und die Schwierigkeiten, die dabei entstehen, beides zu realisieren, unter dem normativen Leitbild zu verbergen.

Während die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern in deutschen Familien nicht mehr haltbar ist, weil sich die ökonomischen Grundlagen der Gesellschaft verändern, blieb das Projekt „Liebe“ als Basis einer Familiengründung erhalten und gewinnt sogar zunehmende Bedeutung für die Identitätsentwicklung der Subjekte. Liebe steht heute unter dem Unfehlbarkeitsdruck, der sich als Denkstil in der Arbeitswelt durchgesetzt hat. Sie muss sozusagen exzellent beginnen und bleiben. Diese hohen, idealisierten Glückserwartungen sind jedoch verletzlich und verstörbar, was bei vielen Paaren durch die Geburt des ersten Kindes augenscheinlich wird (vgl. 7. Familienbericht, S. 110f). Hier wirkt zusätzlich labilisierend, dass die sozial- und familienpolitisch wirksamen Institutionen, die die Alltagsroutinen deutscher Familien entscheidend mitgestalten, sich bis jetzt an überkommenen Arbeitsteilungen zwischen Müttern und Vätern ausrichten. Allein durch diese Struktur werden Konflikte zwischen Müttern und Vätern ausgelöst und geschürt, die von den Eltern jedoch als individuell und nicht strukturell verursacht gesehen werden.

Die normativen Leitbilder von Familien aus der Türkei sind anderer Art. Einerseits sind sie geprägt von einer *agrarischen Ökonomie*, die beiden Geschlechtern nachvollziehbar macht, was das jeweils andere arbeitet und welche Bedeutung dies für das Überleben der Familie hat. Diese Form des Wirtschaftens hat auch die Familienstrukturen der vorindustriellen Zeit Mitteleuropas geprägt. Sie führt zu einer prinzipiellen Anerkennung der Tätigkeiten des anderen Geschlechtes als Beitrag für die Reproduktion der Familie. Die Hierarchie der Geschlechter ist in solchen Verhältnissen weniger durch einen behaupteten natürlichen Geschlechtscharakter legitimiert als durch offenliegende patriarchale Strukturen³.

Wahrscheinlich hat das Fehlen solcher vorgeblich durch die Natur der Geschlechter begründeten phantasierten Differenzen als einerseits emotional-weiblich und andererseits rational-männlich die atatürkischen Reformen in Bezug auf Frauen unterstützt, die von einer Vorstellung prinzipieller Gleichheit der Geschlechter ausgingen und die beispielsweise zu der bis heute weltweit höchsten Quote von Professorinnen an den türkischen Universitäten führten (vgl. 6. Familienbericht, S. 91).

Die Ehepaare türkischer Herkunft – so wird nun nachvollziehbar – haben als Normalitätsunterstellung für ihre Familiengründung weniger die romantische Liebe als vielmehr die leitende Vorstellung, dass das Paar gemeinsam verantwortlich ist für die

³ Zur Naturalisierung der Geschlechtscharaktere vgl. Honegger, Claudia (1991)

ökonomische Absicherung der Familie und dass diese Aufgabe von Generation zu Generation weitergegeben wird.

Aus dieser Perspektive wird die Bedeutung des „*Migrationsprojektes*“ für die Familien und ihre Netzwerke plausibel, die damit – Erfahrungen mit agrarischer Ökonomie nutzend – ihre Reproduktion sichern. Auch die im 6. Familienbericht festgestellte eher partnerschaftliche Entscheidungsfindung sowie die gleichberechtigte Zuständigkeit für das Einkaufen in Familien aus der Türkei werden in diesem Rahmen nachvollziehbar (vgl. S. 93).

Die Frage stellt sich, ob ein Liebeskonzept aus dem Deutschland des 18. Jahrhunderts tatsächlich heute noch Einfluss auf das Leben der Menschen haben kann, ebenso wie sich fragt, ob die seit zwei, drei, vier Generationen nicht mehr praktizierte agrarische Wirtschaftsweise in türkischen Familien noch nachwirken kann. Ich meine, dass diese Leitbilder so lange wirken, so lange sie Funktionen für die Bewältigung von Lebensaufgaben haben können. Ein empfindsames Liebeskonzept tröstet über die „Entzauberung der Welt“, von der Max Weber spricht, hinweg. Vielleicht ist die Liebesbeziehung auch einer der wenigen Orte, wo sich Menschen als gestaltend empfinden können. Dieses Konzept kann aber auch nicht einlösbare, überhöhte Wünsche an die Partnerschaft hervorbringen.

Die Vorstellung, dass eine Familie als Netzwerk das Leben aller Beteiligten absichert, ist nicht nur einer agrarischen Wirtschaftsform angemessen, sondern – wie dargestellt wurde - auch dem Leben in der Migration, in dem Einschränkungen des Zugangs zum Arbeitsmarkt bewältigt werden müssen. Eingewanderte Familien können auf Kompetenzen, die sie in anderen Kontexten erworben haben, zurückgreifen. Anders als in Deutschland wurden sie als Erinnerung nicht durch die Industrialisierung ausgelöscht.

Diese Ergebnisse machen deutlich, dass die Geschlechterbeziehungen und Dynamiken in Familien aus der Türkei nicht auf der Folie des Geschlechterverhältnisses in Mitteleuropa verstanden werden können. Es handelt sich also *nicht* um eine Steigerung uns bekannter emotionaler Abhängigkeiten durch das Konzept „Liebe“ und der damit zusammenhängenden Idealisierungen, Arbeits- und Entwertungsformen. Stattdessen ist es Ausdruck einer Beziehung, die auf der Basis eher agrarischer normativer Leitbilder, bei dem hauswirtschaftliche Tätigkeit anerkannt wird, sich mit dem gegenwärtigen sozialen Wandel auseinandersetzt und durch die gewisse Rationalität, die in diesem Kon-

zept enthalten ist, möglicherweise auch Kompetenzen mitbringt, die zu einem Gelingen des Migrationsprojektes unter Bedingungen sozialen Wandels beitragen.

Die AutorInnen des 6. Familienberichtes zeigen sich irritiert über die Beharrlichkeit, mit der sich das Stereotyp der abhängigen, traditionellen, patriarchalen Mächten ausgelieferten türkischen Frau hält. Betrachtet man das Fremdbild, das deutsche Frauen von türkischen Frauen entwickeln, so ist auffällig, dass es eine Zuspitzung der Situation von Abhängigkeit deutscher Frauen vor der Eherechtsreform 1976 darstellt. Das Fremdbild von der türkischen Frau scheint also eine abgewehrte Erinnerung an die eigene jüngste Geschichte auszudrücken. Vielleicht hat die im 7. Familienbericht konstatierte Geschwindigkeit des Wandels im Geschlechterverhältnis deutscher Frauen und Männer letztlich bei zahlreichen Personen zu einer solchen Verunsicherung geführt, dass ein phantasiertes Fremdbild von türkischen Frauen, in dem eigene Abhängigkeitserfahrungen und – von Männern – gesellschaftlich verpönte Machtphantasien gegenüber Frauen potenziert und projiziert werden, zur Stabilisierung des eigenen inneren Gleichgewichts beiträgt⁴.

Perspektiven

Aus diesen Überlegungen ergibt sich, dass sozialpsychologische Untersuchungen zum Wandel des Geschlechterverhältnisses einen Beitrag darstellen würden, um Konzepte zu entwickeln, die hilfreich sind, Vorurteilsbildungen in unserer Einwanderungsgesellschaft zu reduzieren und Integration zu unterstützen. Es würde erleichtern eine sozialpädagogische Praxis zu gestalten, die Familien geschlechterbewusst und interkulturell in ihre Konzepte einbezieht.

Die Familiensoziologie hat, dies zeigt der 7. Familienbericht, wichtige Impulse aus der Lebenslaufforschung erhalten. Diese wurde bisher kaum für das Verstehen von Familien mit Migrationshintergrund genutzt. Es ist jedoch davon auszugehen, dass von einer solchen Perspektivübertragung wichtige Ergebnisse zu erhalten sind, die zu einem Verständnis von Ereignissen führen würden, die in die Lebensplanung von Frauen und Männern in Familien mit Migrationshintergrund eingreifen. Es kann davon ausgegangen werden, dass Bewältigungsformen und Ressourcen in generationen- und geschlechterdifferenzierender Sicht deutlicher würden. Die Frage, wie Flexibilität und Verlässlichkeit in Familien mit Migrationshintergrund gelingt, könnte genauer erkundet werden.

⁴ Vgl. hierzu auch Mansfeld (1998)

Denn das Erstaunliche an den beiden Familienberichten ist ja, dass der 6. Bericht für Familien mit Migrationshintergrund einen flexiblen und verlässlichen Umgang mit den Herausforderungen, denen sie sich gegenüber sehen, konstatieren kann, während der 7. Bericht feststellt, dass dies für autochthone Familien ein Entwicklungsziel sein sollte. Beide Berichte zeigen aber auch auf, dass die Ressourcen von Familien, die sich individualisiert gegen obsoletere Institutionen wie das Ausländerrecht und unpassende familienpolitische Aktivitäten organisieren müssen, an ihre Grenzen kommen, weil ein unverantwortlicher Verbrauch emotionaler und zeitlicher Ressourcen damit verbunden ist, der den Beziehungen und der Entwicklung eines guten, für Eltern und Kinder förderlichen Lebens schadet.

Literatur:

Bock, Gisela und Barbara Duden (1977). *Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit*. in: Frauen und Wissenschaft, Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, 118 – 199. Berlin: Courage Verlag

Honegger, Claudia (1991). *Die Ordnung der Geschlechter*. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib. Frankfurt: Campus

Mansfeld, Cornelia (1998): *Fremdenfeindlichkeit und Fremdenfreundlichkeit bei Frauen*. Eine Studie zur Widersprüchlichkeit weiblicher Biografien. Frankfurt: Brandes und Apsel

Schmidt-Koddenberg, Angelika (1989): *Akkulturation von Migrantinnen*. Eine Studie zur Bedeutsamkeit sozialer Vergleichsprozesse zwischen Türkinnen und deutschen Frauen, Opladen: Leske und Budrich

Sechster Familienbericht: Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. Leistungen – Belastungen – Herausforderungen. Bundestagsdrucksache 14/4357 vom 20.10.2000

Siebter Familienbericht: Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit – Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik. Bundestagsdrucksache 16/1360 vom 26.4.2006

Alp Otman

Migrantenfamilie und Community zwischen Öffnung und Abschottung

Sehr verehrte Damen und Herren,

Ich möchte nach einer Einführung und einigen grundsätzlichen Bemerkungen zum Integrations- und Community-Konzept näher auf die Ressourcen von Migrantenfamilien und Selbstorganisationen eingehen und dann einige Ausführungen zur Eltern- und Familienbildung machen.

Da meine Ausführungen in einem integrationspolitischen Kontext stehen, möchte ich mit einigen Bemerkungen zur Integrationspolitik beginnen. Migrations- und integrationspolitisch passiert in Deutschland seit zwei Jahren Interessantes und zugleich Widersprüchliches.

Mit dem neuen Zuwanderungsgesetz hat Anfang 2005 der vorher bereits eingeleitete Paradigmenwechsel in der bisherigen Migrations- und Integrationspolitik eine rechtliche Grundlage bekommen. Deutschland definiert sich nun als Zuwanderungsland und bekennt sich zu seiner Verantwortung zur Integration der hier lebenden Migrantinnen und Migranten. Die vom Innenministerium bzw. vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge umgesetzten Maßnahmen erschöpfen sich bisher jedoch im großen und ganzen in der Durchsetzung eines zentralistischen und bürokratischen Systems von Deutschkursen und der Förderung einzelner Projekte. Fragen nach der Effektivität sind noch unbeantwortet geblieben.

Besonders effektiv ist es auch nicht, wenn von zwei unterschiedlichen Ministerien gleichzeitig ein "bundesweites Integrationsprogramm" und ein „nationaler Aktionsplan zur Integration“ vorbereitet werden. In beiden Ressorts sind Arbeitsgruppen mit teilweise gleichen Personen zu bestimmten Schwerpunkten gebildet worden, die sich auch thematisch teilweise überschneiden.

Kritisch ist weiterhin anzumerken, dass bei all diesen neuen Schritten der bisherige Stand der sozialwissenschaftlichen Diskussion in Deutschland zu diesem Thema weitgehend ignoriert wird und viele Erkenntnisse und Vorschläge von Expertinnen und Experten, z.B. aus der ehemaligen Zuwanderungskommission unter Leitung von Prof. Dr. Rita Süßmuth nicht gebührend berücksichtigt werden.

Positiv ist wiederum, dass zum ersten Mal beide Bundesressorts die Selbstorganisationen der Zugewanderten an der Erstellung der Programme beteiligen.

Es bleibt abzuwarten, ob auch die Nutzung der Ressourcen von Migrant Communities als Leitlinie in die Konzepte der zu beschließenden Integrationsmaßnahmen Zugang findet. Dies würde in der Tat einen zweiten Paradigmenwechsel bedeuten.

Weiterhin bleibt es spannend, ob und wie mit den Migrantorganisationen ein Konsens über das Integrationskonzept erzielt werden kann – dies umso mehr, wenn wir den polarisierenden politischen Diskurs über die “Leitkultur” und die “Parallelgesellschaften” uns vor Augen halten. Auf den inhaltlichen Hintergrund dieser Begriffe möchte ich später wieder zurückkommen.

Zum Integrationskonzept

Ich möchte mich auf sozialwissenschaftliche Grundlagen stützen, um zu erläutern, wie Integration verstanden werden soll.

Heckmann schreibt: “Integration bezeichnet die Eingliederung neuer Bevölkerungsgruppen in bestehende Sozialstrukturen und die Art und Weisen, wie diese neuen Bevölkerungsgruppen mit dem bestehenden System sozio-ökonomischer, rechtlicher und kultureller Beziehungen verknüpft werden” (Heckmann 2003).

Strukturelle Integration, d.h. die gleichberechtigte Teilhabe und Teilnahme an gesellschaftlichen Teilbereichen wie Wirtschaft, Soziales, Bildung und Politik, ist die Kerndimension der Integration. Daneben können weitere Dimensionen aufgezählt werden, die miteinander eng verflochten sind: die soziale, kulturelle und identifikatorische Integration. Die *soziale* Integration meint die Schaffung von Kontakten und Bindungen zwischen Einzelnen und Gruppen aus der zugewanderten und einheimischen Bevölkerung. Die *kulturelle* Integration ist der interaktive Prozess der kulturellen Angleichung, der mit der sozialen Integration einhergeht und zu vielfältigen kulturellen Modifikationen, Transformationen und Neubildungen auf beiden Seiten führt. Bei der *identifikatorischen* Dimension ist darauf hinzuweisen, dass es unterschiedliche Identifikationsebenen gibt (Stadtteil, Stadt, Land etc.) Identität existiert empirisch immer als Vielfalt und der Integrationsprozess verändert langfristig die Identitäten aller Beteiligten.

Kulturkonzept und kulturelle Integration

Ein „substantielles“ Kulturverständnis, z.B. im Sinne von starren „nationalen“ Herkunftskulturen wäre hinderlich, um Prozesse kultureller Modifikation und Transformation oder Neubildung zu verstehen, die Elemente der kulturellen Integration sind. Stattdessen ist ein Kulturbegriff im Sinne eines dynamischen Diskursraums vorzuziehen, wo Aushandlungsprozesse unter historisch geprägten Rahmenbedingungen statt-

finden (vgl. Meyer, 2002, S.201). Dabei ist es hilfreich, die sozialen und politischen Grundwerte des Zusammenlebens (politische Kultur) von Prinzipien der individuellen oder kollektiven Lebensführung (Alltagskultur) sowie von Grundlagen einer Weltanschauung oder Religion (Deutungskultur) zu unterscheiden, wie es Meyer in Anlehnung an Habermas durchführt (vgl. ebenda, S. 200 f.).

Auf allen drei Ebenen entwickeln sich als eine Selbstverständlichkeit kulturelle Angleichungs- und Neubildungsprozesse. Auf der Ebene des Zusammenlebens mit anderen ist jedoch ein Mindestmaß an Übereinstimmung von politischen und sozialen Grundwerten, das durch das Grundgesetz vorgegeben ist, unerlässlich. Insofern findet die kulturelle Vielfalt auf der Ebene der politischen Kultur bestimmte Grenzen, die durch das Grundgesetz bestimmt sind. Andererseits wäre es Fundamentalismus, irgendeine "Leitkultur" auf den Ebenen der Sinnggebung und der Lebensführung zur Norm für alle erklären zu wollen, weil sie notwendigerweise partikular bleiben muss.

Kulturelle Integration bedeutet in einem demokratischen Gemeinwesen auch deshalb in erster Linie Herstellen von Übereinstimmung auf der Ebene der politischen Kultur (vor allem bezogen auf das Grundgesetz), damit auf der Ebene der Alltags- und Deutungskultur Vielfalt existieren kann. Mit anderen Worten ist ein Minimum von Gemeinsamkeiten an politischer Kultur notwendig, um ein Maximum von kultureller Vielfalt an Sinnggebung und Lebensführung zu ermöglichen. (vgl. ebenda, S. 202)

Dies kann allerdings nur solange gewährleistet werden, wie das Minimum an Gemeinsamkeiten an politischer Kultur selbst nicht von der Praxis auf der Ebene der Deutungs- und Alltagskultur in Frage gestellt wird, zum Beispiel die Gleichberechtigung von Mann und Frau durch die partikulare Deutung eines religiösen Fundamentalismus.

Individualrechte, politische Integration und verbindendes soziales Kapital

Das Grundgesetz zählt Menschen- und Bürgerrechte als individuelle Rechte zum Kernbestand – und nicht als Rechte von kulturell-religiösen oder ethnisch-kulturellen Kollektiven, da nur so die größtmögliche Vielfalt auf der Ebene der Alltags- und Deutungskultur gesichert werden kann. Dabei ist es wichtig, dass innerhalb der Kollektive die Differenzbildung nach innen und die Transkulturalität nach außen gewährleistet werden. Denn nur so können einzelne Individuen sich ohne kollektiven Zwang (z.B. durch ethnische Vereine oder religiöse Gemeinden) gegenüber den kulturellen Traditionen positionieren und ihre kulturellen Orientierungen selbst bestimmen.

Gleiche Rechte vorausgesetzt, ist die Entwicklung der Integration im Teilsystem Politik ein wichtiger Faktor für eine erfolgreiche Integration in allen anderen Teilbereichen der Gesellschaft. Die politische Integration erfordert die Schaffung von Lebenswelten und zivilgesellschaftlichen Handlungsfeldern, die prinzipiell von allen Teilen der Gesellschaft geteilt werden. Ein ausreichendes Maß an verbindendem sozialem Kapital ist deshalb die Basis für die politische Kultur der Demokratie (vgl. ebenda, S. 198 f.).

Community-Bildung in der Migration

Wir haben festgestellt, dass neben individuellen Aspekten auch Gruppenaspekte bei der Integration eine Rolle spielen. Sie ist nicht nur eine individuelle sondern in gewisser Hinsicht auch eine kollektive Leistung der Zugewanderten. Die zugewanderten Migrantinnen und Migranten bilden im Aufnahmeland ein „eigenständiges sozial-kulturelles System“, die Migranten-Community, und eine entsprechende „kollektive Identität“ (vgl. Heckmann 2001, S. 17 ff.). Ihre Strukturelemente sind – nach Heckmann – Verwandtschaftsbeziehungen und andere informelle Gruppenstrukturen, Vereine unterschiedlichster Art, ethnische Medien und ethnische Wirtschaft. Ihre Funktionen sind Ersteingliederungshilfe, Stabilisierung der Persönlichkeit, Community-spezifische Sozialisation der Heranwachsenden, soziale Kontrolle der Community-Angehörigen sowie Interessenvertretung nach außen. Familien bzw. familiale Netzwerke und Verwandtschaften sind demnach die wichtigsten informellen Bausteine der Migranten-Communities.

In diesem Rahmen übernehmen auch die Migrantenvereine als eine weitere typische Organisationsform der Communities wichtige Funktionen. Denn sie bilden den formellen Rahmen für die Entwicklung von Eigeninitiative und Selbsthilfe.

Dabei ist zu beachten, dass die Migranten-Community nicht identisch ist mit einer sozialräumlichen Konzentration von Gruppen von EinwanderInnen in bestimmten Quartieren (vgl. ebenda S. 19). Dieser Unterschied wird oft nicht beachtet – so auch an manchen Stellen im 6. Familienbericht (vgl. BMFSFJ 2000, S. 165). Die Community-Bildung kann stadtteilübergreifend, überregional, transnational und weltweit erfolgen (Diaspora).

Die Ressourcen der Migranten-Communities

Migranten-Communities sind notwendige Begleiterscheinungen der Migration im Aufnahmeland. Sie sind wichtige soziale und kulturelle Bausteine der Infrastruktur zur Organisation des Lebens von Migrantinnen und Migranten. Migranten-Communities

haben in der ersten Phase der Zuwanderung eine wichtige Funktion als Instanz zur Neueingliederung und für die Stabilisierung der Persönlichkeit. Sie stellen auch Gelegenheitsstrukturen zur Herausbildung von sozialem sowie kulturellem Kapital bereit und geben den Rahmen für die Bildung einer Nischenökonomie ab. Sie können sich allerdings dann als integrationshemmend erweisen, wenn aufgrund der vertikalen ethnischen oder religiösen Loyalitätsstrukturen keine Möglichkeit zur horizontalen zivilgesellschaftlichen Kooperation entsteht. Aufgrund der in einem solchen Fall stärkeren Orientierung auf Binnenkontakte können – nach Esser – bestimmte sprachliche oder kulturelle Kompetenzen, die für gute Bildungsabschlüsse und berufliche Karrieren wichtig sind, nicht ausreichend entwickelt werden (vgl. Esser 1998, S. 12). Dann büßen die Migranten-Communities ihr integratives Potential als durchlässige Übergangsstruktur zur Aufnahme-gesellschaft ein und entwickeln sich zu einem Faktor der Minderheitenbildung.

Die Hypothese, dass selbst eine abgeschottete Community-Bildung zur Integration beitragen kann, wenn innerhalb der Community selbst ein Minimum von zivilgesellschaftlicher Öffnung vorhanden ist und gleichzeitig die Eliten (als ethnische Wortführer) gesamtgesellschaftlich integriert sind, läßt sich – nach Meyer – empirisch nicht belegen (vgl. Meyer, 2002, S. 216), denn es besteht dann immer noch die Gefahr, dass die Eliten durch soziale Kontrolle einen bestimmten Loyalitätsdruck innerhalb der Communities ausüben, und so die Wahrnehmung demokratischer Rechte durch die Zugewanderten verhindern.

Erst durch Lockerung der sozialen Kontrolle und Öffnung der Migranten-Communities entstehen Möglichkeiten zu Transformationsprozessen und zur Integration.

Gefahr der Entwicklung einer „Parallelgesellschaft“

Es ist aber auch möglich, dass die Community-Bildung durch den Einfluss interner und externer Faktoren sich in Richtung einer „Parallelgesellschaft“ entwickelt. Dass dieser Begriff im politischen und Mediendiskurs von interessierter Seite oft strapaziert wird, darf uns m. E. nicht davon abhalten, von der Gefahr einer solchen Entwicklung zu sprechen. Das wiederum bedeutet aber nicht, dass eine „Parallelgesellschaft“ in Deutschland schon existieren würde. Die Gleichsetzung jeglicher Community-Bildung mit der Entstehung von „Parallelgesellschaft“ wäre genauso falsch, wie die Verharmlosung bestehender Tendenzen. Deshalb ist es sinnvoll, sich mit möglichen Indikatoren dieser Entwicklung auseinander zu setzen.

Nicht erst beim Vorliegen der Tendenz zur Herausbildung eines eigenen Rechtskreises mit eigener Gerichtsbarkeit kann – nach Meyer – von einer Entwicklung in Richtung von „Parallelgesellschaft“ gesprochen werden (vgl. Meyer, S. 210 ff.). Ansätze zur Verdoppelung von Institutionen der Mehrheitsgesellschaft, zur Vertiefung der zivilgesellschaftlichen und ökonomischen Segregation sowie die Zunahme einer ethno-kulturellen bzw. kulturell-religiösen Homogenität sind bereits Indizien einer solchen Entwicklung.

Um einer solchen möglichen Entwicklung einer Parallelgesellschaft entgegenzuwirken ist die Kooperation mit Migranten-Communities von zentraler Bedeutung. Sie gehört zum Kernstück der kommunalen Integrationsarbeit. Ausgangspunkt ist dabei die Wahrnehmung und Anerkennung der sozialen und kulturellen Netzwerke der zugewanderten Bevölkerung als eine ambivalente und komplexe Realität des Migrationsprozesses. Dies bedeutet natürlich nicht, mit allen Tendenzen der Community-Bildung einverstanden zu sein. Aber auch eine kritische Auseinandersetzung setzt die Wahrnehmung und Anerkennung voraus.

Nach diesen Ausführungen über Integration und Community-Bildung möchte ich nun zu den Ressourcen von Migrantenfamilien übergehen.

Selbsthilfepotentiale von Migrantenfamilien

Nach Untersuchungen im Zusammenhang mit dem 6. Familienbericht wurzelt die Familiensolidarität nicht nur in den bäuerlichen Traditionen der Herkunftsländer sondern auch in der Ausgrenzungssituation der Zugewanderten in der Aufnahmegesellschaft (vgl. Gaitanides, 2003, S.21). Daraus folgt, dass diese Solidarität auch innerhalb moderner Kernfamilien ohne rigide Rollenstrukturen existieren kann. Weiterhin wird

dort festgestellt, dass in vielen Familien auch geschwisterliche Solidarität deutlich ausgeprägt ist.

Somit liegt in den Migrantenfamilien ein erhebliches Potential an materieller und psychosozialer Unterstützung für die Familienmitglieder und die Verwandten. Die verwandtschaftlichen Netzwerke bilden darüber hinaus ein „soziales Kapital“ für die Erlangung bestimmter Güter und Dienstleistungen. Allerdings darf nicht übersehen werden, dass auch Migrantenfamilien den Entwicklungen zur Individualisierung in der modernen Gesellschaft unterliegen und deshalb auch die Familiensolidarität tendenziell im Abnehmen begriffen ist (Ebenda, S.22).

Ein Engagement, das Familiengrenzen übersteigt aber auf diesen aufbaut und noch unterhalb der Vereinsbildung bleibt, entwickelt sich z.B. in der Form von Frauennetzwerken in Stadtteilen, wo räumliche Möglichkeiten für soziale und kulturelle Gruppenarbeit gegeben sind. Beispiele in Darmstadt finden wir in Kranichstein aber auch Eberstadt-Süd (vgl. Dierks, 2004). Aus einigen dieser Netzwerke sind im Laufe der Zeit kleinere Frauenvereine entstanden, die sich im Rahmen einer Stadtteilarbeitsgruppe untereinander vernetzt haben. Sie bringen ihre Beiträge im Rahmen des Programms „Soziale Stadt“ in die Stadtteilentwicklung ein und vernetzen sich dadurch auch mit einheimischen Gruppen und Institutionen.

Eine gute Entfaltung der Selbsthilfepotentiale von familialen Netzwerken der Zugewanderten hängt vom Engagement von intermediären Stellen (z.B. kommunalen Integrationsbüros) ab, die die Kontakte zwischen ihnen und einheimischen Institutionen unterstützt und ggf. infrastrukturelle Hilfen zur Verfügung stellt (vgl. Otman, 2006, S.43).

Ressourcen von Migrantenfamilien für die Erziehungs- und Bildungsarbeit

Seit den Pisa-Studien ist es auch einer größeren Öffentlichkeit bewusst, dass die Bildungserfolge von Kindern mit Migrationshintergrund signifikant geringer sind als die der einheimischen Kinder. In der Bildungsforschung ist man sich einig, dass neben den strukturellen Faktoren die Erziehung und Unterstützung durch die Familie für den Bildungserfolg der Kinder entscheidend ist. Gerade im deutschen Bildungssystem kommt es auf die Unterstützung der Eltern und die enge Kooperation zwischen Eltern und Schule besonders stark an. Welche Ressourcen besitzen Migrantenfamilien dafür?

Die Migranteneltern sind aufgrund einer Reihe von Faktoren mit Fragen der Erziehung und Bildung ihrer Kinder oft überfordert. Gaitanides stellt mit Blick auf die

Forschung und die eigenen Erfahrungen die Existenz einer widersprüchlichen Ausgangssituation fest (vgl. Gaitanides, 2004, S.4f.).

Ein Teil von Migranteneltern besitzt nach Gaitanides ein geringes Bewusstsein von der Entwicklung des Kindes und den vorschulischen Erziehungsprozessen. Sie verstehen unter ihrem eigenen Anteil der Erziehung nur, dass die Kinder gut versorgt sind und vor Gefahren geschützt werden. Mit dem Schulanfang wird nach ihren Vorstellungen die Erziehungsverantwortung ohnehin an die Schule delegiert. Mit anderen Worten besteht ein großes Defizit an Erziehungswissen und an selbstreflexiver Beschäftigung mit Erziehungsfragen. Auf der anderen Seite sind auch diese Migranteneltern aber sehr interessiert an Informationen, die ihren Kindern zu einer besseren Zukunft verhelfen können, nehmen entsprechende Angebote gerne wahr und sind auch bereit, sich modernen Erziehungswerten und -praktiken zu öffnen. Das bedeutet, dass zumindest bei einem Teil der Migranteneltern die „Wertedifferenz“ zwischen Elternhaus und Schule sich nicht als das primäre Problem darstellt. (S. 6).

Es gibt daneben aber auch Migrantenfamilien, deren Problembewältigungsmuster rückwärtsgewandt sind, die in ihrer Hilfslosigkeit starr an patriarchalen Traditionen festhalten und keine adäquaten Hilfen in Anspruch nehmen können oder wollen (vgl. Lanfranchi, 2000, S. 146 ff.).

Probleme der Elternbildungsarbeit mit Migrantenfamilien

Elternbildung für Migrantenfamilien ist ein wesentlicher Faktor für die Integration der Kinder wie auch der Eltern selbst. Die Regeleinrichtungen für die Elternbildung sind rechtlich zwar auch für Migranteneltern geöffnet. Der Zugang dieser Einrichtungen zu den Migranten-Communities gestaltet sich allerdings als recht schwierig. (vgl. BMFSJ 2000, S. 184) Das bedeutet aber nicht, dass gar keine Öffnungsansätze und Good-Practice-Beispiele existieren (vgl. Koderisch, 1996, S. 76 ff.).

Elternbildung durch Migrantenselbstorganisationen, die den Zugang zu den Communities haben, ist oft schwierig, weil diese nicht über die fachlichen Ressourcen für eine qualifizierte Elternbildungsarbeit verfügen. Auch die personellen Ressourcen der Migrationsdienste der freien Träger, die früher diese Aufgabe teilweise wahrgenommen haben, sind heute auf die Migrationserstberatung als ihre neue Kernaufgabe reduziert (vgl. Gaitanides, 1998).

Die Schulen und die Kindergärten sind – trotz eines großen Engagements der Lehr- und Fachkräfte – immer noch nicht institutionell auf Migrantenkinder eingestellt. In der Ausbildung für Lehrkräfte und sozialpädagogische Fachkräfte spielt Migration

eher eine untergeordnete Rolle. Vor allem fehlen Konzepte und Ressourcen für die Elternarbeit, auch wenn die Notwendigkeit eingesehen wird. Es existiert keine ausgeprägte Tradition der „Community Education“ wie in den angelsächsischen Ländern, die mit der Einwanderung länger vertraut sind.

Ansatz der Elternbildung als wechselseitige Öffnung

In Erweiterung des Konzepts der „Community Education“ auf Migrantenfamilien haben Schulen und Kindergärten dort seit Ende der 60er Jahren Projekte entwickelt, die eine stärkere Einbeziehung von Migranteneltern in die Erziehung und Bildung ihrer Kinder zum Ziel hatten. Wichtiges Element dazu ist, in Schulen und Kindergärten Treffpunkte und Veranstaltungsorte für Elternbildung zu schaffen. (vgl. Petry 1990, S. 53 f.) Die Erfahrungen zeigten eindeutig, dass die Partizipation von Migranteneltern dann am erfolgreichsten ist, wenn es für die Eltern selbst Angebote in der betreffenden Einrichtung gibt. Dadurch entwickeln sich Bildungseinrichtungen mit Gemeinwesenorientierung zu Integrationszentren im Stadtteil.

In Deutschland gibt es seit den 80‘er Jahren punktuelle Erfahrungen mit diesem Ansatz, am häufigsten im Zusammenhang mit der Einrichtung der RAA’s als regionale Schnittstellen von Schule und Jugendarbeit in Nordrhein-Westfalen. Diese Stellen konnten Elternbildungsprojekte in Schulen und Kindergärten initiieren, beraten und koordinieren und haben gleichzeitig die Gemeinwesenarbeit mit Migrantinnen und Migranten unterstützt. (vgl. Hofmann 1989, S. 5 f.)

Seit den 90‘er Jahren verfolgen eine Reihe von Projekten diesen Öffnungsansatz in der Arbeit mit Migrantenfamilien sowie mit Erziehungs- und Bildungsinstitutionen. Herkunftssprachliche Vermittlungskräfte spielen dabei eine Schlüsselrolle. Auch in Darmstadt werden mehrere Projekte dieser Art realisiert (vgl. Nothnagel und Otman, 2006).

Ressourcen der Migrantenelternorganisationen

Die integrativen Ressourcen der Elternorganisationen erscheinen im Vergleich zu den Migrantenorganisationen, deren Schwerpunkt in der traditionellen Kulturarbeit liegt, noch positiver (vgl. Gaitanides 2004, S.13).

Organisationen der Migranteneltern spielen eine wichtige Rolle bei der Informationsvermittlung an die Eltern, indem sie Diskussionen innerhalb der betreffenden Community über Erziehungs- und Bildungsfragen initiieren und als Interessenvertretung gegenüber den Behörden fungieren. In diesem Zusammenhang wird in der Litera-

tur die Rolle der spanischen Elternvereine besonders hervorgehoben (vgl. Riesgo, 2003, S.53). Migrantinnenvereine können die individuellen und kollektiven Ressourcen von zugewanderten Frauen aktivieren (vgl. Latorre und Zitzelsberger, 2006, S. 510 f.).

Daneben gibt es allerdings auch ethnisch oder religiös-fundamentalistische Organisationen, die Abschottungstendenzen Vorschub leisten (vgl. Gaitanides 2003, S. 27).

Bedeutung der Qualifizierungsmaßnahmen

Durch Qualifizierungsmaßnahmen können diese Kompetenzen der Mitglieder von Elternvereinen und Frauengruppen besser zum Tragen kommen und ein bedeutender Bestandteil von Elternbildung werden. Teilprofessionalisierung der Migrant*innenorganisationen und Qualifizierung der Vorstände führen nicht nur zur qualitativen Verbesserung der inhaltlichen Arbeit, sondern auch zur Verbesserung der Arbeitskontakte mit den Landes- und Kommunalbehörden, den sozialpädagogischen Fachkräften und anderen Kooperationspartnern. Häufigere Kontakte mit ihnen führen zu größerer Sicherheit im Umgang mit Verfahrensregeln und zu tragfähigeren Kooperationsbeziehungen. Professionelle Vertreterinnen und Vertreter von Migrant*innenvereinen sind wichtige Vermittlungskräfte zwischen den Migrant*innen-Communities und den Institutionen der Aufnahmegesellschaft (vgl. Gaitanides 2004, S.9). Das Interkulturelle Büro der Wissenschaftsstadt Darmstadt fördert die Selbsthilfepotentiale der Migrant*innenvereine und unterstützt gezielt die Qualifizierung und Teilprofessionalisierung von leitenden und aktiven Mitgliedern der Organisationen (vgl. Latorre, 2005, S.299 ff.).

Solche Qualifizierungsmaßnahmen für Vermittlungskräfte aus den Migrant*innenorganisationen werden – auch entsprechend den internationalen Erfahrungen – strategisch noch wichtiger als finanzielle Zuschüsse für Projekte eingeschätzt (vgl. Jungk 2001, S. 85). Das Interkulturelle Büro bietet deshalb in Kooperation mit unterschiedlichen Partnern ein Bündel von Fort- und Weiterbildungsmaßnahmen für zugewanderte Menschen an. Daraus möchte ich nun exemplarisch auf ein besonderes Weiterbildungsmodell eingehen (vgl. Otman, 2007).

Integrationsassistentinnen und -assistenten als interkulturelle Vermittlungskräfte

Die Praxis zeigt, dass für eine vermittelnde Unterstützung der wechselseitigen Öffnungsprozesse sprachliche, kulturelle und fachliche Kompetenzen – in unterschiedlicher Gewichtung – benötigt werden.

Es gibt „einfache“ Vermittlungstätigkeiten wie Übermittlung von standardisierten Informationen, Motivierung zum Spracherwerb oder Kindergartenbesuch sowie Begleitung bei Behördengängen. Diese Aufgaben können von ehrenamtlichen Lotsinnen und Lotsen mit einer relativ kurzen Fortbildung übernommen werden. Bei komplexeren Problemlagen entstehen Aufgaben wie Recherchearbeit mit Hausbesuchen, Vermittlung zwischen Eltern und Einrichtungen oder Überzeugungsarbeit mit Eltern. Aufgaben wie Unterstützung der Einzelfallhilfe, der Konfliktbearbeitung, des Quartiersmanagements und ähnliches gehören ebenfalls dazu.

Für eine effektive, effiziente und nachhaltige Integrationsarbeit sind drei Kategorien von Personalkräften, die miteinander kooperieren, erforderlich: Diplomierte Fachkräfte, ehrenamtliche Kräfte mit einer relativ kurzen Fortbildung und als „mittlere“ Ebene umfassend weiterqualifizierte „Assistenzkräfte“.

In Darmstadt, Wuppertal und Berlin existieren bereits erprobte Weiterbildungsansätze zu solchen Vermittlungskräften im Gesundheits- und Sozialwesen, die untereinander neben Unterschieden auch Gemeinsamkeiten aufweisen.

Die Tätigkeit der Integrationsassistentinnen und –assistenten, die in Darmstadt weitergebildet werden, unterstützt die Soziale Arbeit von Fachkräften im Sozial- oder Gesundheitsbereich. Die wesentlichen Aufgaben dabei sind: Entwicklung einer Vertrauensbasis zu Migranten-Communities, Informationsvermittlung an die Zugewanderten, Unterstützung bei ihrer Beratung und Betreuung sowie bei der Kommunikation zwischen Institutionen und Migranten-Communities.

Mögliche Arbeitsfelder für den Einsatz sind vielfältig: Elternbildungsarbeit, Jugendarbeit, Familien- und Jugendhilfe, Erziehungsberatung, Soziale Arbeit an Schulen, Konfliktbearbeitung, Berufsförderung, Soziale Arbeit mit Frauen, Migrationsberatung, Vermittlung in Krankenhäusern, Gesundheitsberatung, Altenhilfe und -pflege.

Weiterbildung zu Integrationsassistentinnen und -assistenten

Die zweisemestrige Weiterbildung wird in Kooperation mit der Hochschule Darmstadt durchgeführt. Der Lehrplan besteht aus Deutsch (225 Std.), Fachunterricht (425 Std.) und Praktikum (325 Std.).

Bei der Auswahl der Teilnehmenden werden nicht nur Sprachkenntnisse und Bildungsvoraussetzungen, sondern auch Berufserfahrungen sowie Kontakte und Erfahrungen in der Community-Arbeit berücksichtigt. Zu den zwingenden Kriterien gehören Realschulabschluss und ausreichende Deutschkenntnisse.

In den Jahren 2003 und 2004 sind 40 Integrationsassistentinnen und -assistenten weitergebildet worden. Über die Hälfte sind bereits im ersten bzw. zweiten Arbeitsmarkt oder in der Weiterbildung untergekommen. Vier Absolventinnen studieren an hessischen Fachhochschulen im Fachbereich Sozialpädagogik. 2006/07 findet ein dritter Kurs in Kooperation mit dem Internationalen Bund (IB) als Träger statt.

Die drei Projekte in Darmstadt, Wuppertal und Berlin, die sich untereinander vernetzt haben, vertreten die Position, dass eine institutionelle Anerkennung des neuen Berufsbildes eine starke Unterstützung für die Nachhaltigkeit bedeuten würde. Deshalb sind sie übereingekommen, ihre Anstrengungen zur Anerkennung des Berufsbildes unter einer einheitlichen Bezeichnung „Sprach- und Integrationsmittlerin/-mittler“ zu koordinieren.

Ich möchte nun zum Schluss kommen und den Faden des Integrationskonzeptes wieder aufnehmen.

Wechselseitige Öffnungsprozesse als Voraussetzung für Integration

Die Wahrnehmung und Anerkennung der Akteure der Communities als Gesprächs- und Kooperationspartner erleichtert die Öffnung der Migranten-Communities und schafft die Möglichkeit, die Ressourcen der unterschiedlichen Migrantengruppen für eine Integration zu nutzen. Die Integrationsarbeit vor Ort sollte sich sinnvollerweise auf die vorhandenen Selbsthilfepotentiale der Communities stützen, wo dies immer möglich ist.

Die Integration als wechselseitiger Prozess erfordert aber neben der Öffnung der Migranten-Communities auch die Öffnung der Institutionen der Mehrheitsgesellschaft. Dabei ist die interkulturelle Handlungskompetenz der entsprechenden Akteure so weiterzuentwickeln, dass der Zugang von Migrantinnen und Migranten zu entsprechenden Angeboten und Diensten erleichtert bzw. die gleichberechtigte Teilhabe und Teilnahme in gesellschaftlichen Teilbereichen ermöglicht wird.

Die Auseinandersetzung mit Rassismus, Fremdenangst, Zuwanderungsabwehr und Minderheitenfeindlichkeit auf der einen Seite sowie mit pauschalen Vorwurfshaltungen von Migrantinnen und Migranten gegenüber den Einheimischen auf der anderen trägt zur wechselseitigen Öffnung bei und ist eine weitere Voraussetzung für die Integration.

Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit.

Literatur:

Sechster Familienbericht: Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. Leistungen – Belastungen – Herausforderungen. Bundestagsdrucksache 14/4357 vom 20.10.2000

Dierks, Gabriele (2004, 08.November): *Stadtteilarbeit in Darmstadt Kranichstein-Süd und Eberstadt-Süd.* URL:

<http://www.stadtteilarbeit.de/seiten/projekte/darmstadt/stadtteilarbeit.htm>

Esser, Hartmut (1998). *Ist das Konzept der Integration gescheitert?* In: Landeszentrum für Zuwanderung Nordrhein-Westfalen (Hg.): Eröffnungsfeier 8.1.98, Solingen, S. 12-21

Gaitanides, Stefan (2003). Selbsthilfepotenzial von Familien ausländischer Herkunft, freiwilliges Engagement und Selbstorganisation von Migranten – Struktur, Funktion, Förder- und Anerkennungsdefizite, in: *Zeitschrift für Migration und Soziale Arbeit*, H. 2

Ders. (2004). *Selbstorganisation von Eltern mit Migrationshintergrund und ihr Beitrag zur Integration.* Vortrag auf dem Elternkongress am 14.02.2004 in Essen, URL:

http://www.asfh-berlin.de/uploads/media/was_ist_integration_rede-gaitanides.pdf

Heckmann, Friedrich (2001). *Ethnische Kolonien: Schonraum für Integration oder Verstärker der Ausgrenzung*, in: Interkulturelles Büro Darmstadt (Hrsg.): *Öffnung der Migranten-Communities*, Darmstadt

Ders. (2003). *Bedingungen erfolgreicher Integration.* Eröffnungsvortrag zur Tagung der Ausländer-/Integrationsbeauftragten des Bundes, der Länder und der Kommunen am 27.05.003 in Augsburg (vervielfältigtes Manuskript)

Hofmann, Klaus (1989). *Schulen brauchen Partner.* In: *gemeinsam*, H. 14

Jungk, Sabine (2001). *Selbstorganisation von Migrantinnen und Migranten – Instanzen gelingender Partizipation* In: *Zeitschrift für Migration und Soziale Arbeit*, H. 3+4 S. 82-85

Koderisch, Andreas (1996). *Interkulturelle Öffnung – aber wie? – Familienbildung und Elternarbeit in der Einwanderungsgesellschaft.* Bonn

Lanfranchi, Andrea (2000). *Stagnation statt Wandel in Einwandererfamilien: Folgen erlebter Diskriminierung sowie biographiegeleiteter Wirklichkeitskonstruktion*, in: Buchkremer, Hansjosef u.a. (Hrsg.): *Die Familie im Spannungsfeld globaler Mobilität. Zur Konstruktion ethnischer Minderheiten im Kontext Familie*, Opladen

Latorre, Patricia (2005). *Förderung statt Fürsorge, Ansätze, Formen und Instrumente der Stärkung der Eigenressourcen von Migranten in der Kommune*, in: Treischler, Andreas und Cyrus, Norbert (Hrsg.). *Handbuch soziale Arbeit in der Einwanderungsgesellschaft*, Frankfurt a.M.

Dies. und Zitzelsberger, Olga (2006). *Selbstorganisationen von Migrantinnen. Unterschätzte Ressource für eine gleichberechtigte Teilhabe in der Einwanderungsgesellschaft*, in: Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes

Nordrhein-Westfalen (Hrsg.): *Demografischer Wandel. Die Stadt, die Frauen und die Zukunft*, Düsseldorf

Meyer, Thomas (2002). *Identitätspolitik*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Nothnagel, Semra und Otman, Alp (2006). *Bilinguale Elternbildungsarbeit*, Vortrag auf der Zielgruppenkonferenz der Quartiersmanager/innen „Die Soziale Stadt für Kinder und Jugendlichen“ am 26. und 27. April 2006 in Berlin,
<http://www.eundc.de/seiten/global/home.html>

Otman, Alp (2007). Plädoyer für ein neues Berufsbild in der Integrationsarbeit, in: *Migration und Soziale Arbeit*, H.1, Frankfurt a.M.

Ders. (2006). Aspekte der Partizipation von MigrantInnen im Stadtteil, Darmstädter Erfahrungen im Rahmen des Programms „Soziale Stadt“ in: *Migration und Soziale Arbeit*, H.1, Frankfurt a.M.

Petry, Christian (1990). Community Education – den Teufelskreis des Helfens unterbrechen. John Renzi zu Besuch aus Coventry. In: *gemeinsam*, H. 17

Riesgo Alonso, Vicente (2003). *Bund der Spanischen Elternvereine in der Bundesrepublik Deutschland e.V.*, in: Beauftragte der Bundesregierung für Migration und Integration und Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.). *Migranten sind aktiv. Zum gesellschaftlichen Engagement von Migrantinnen und Migranten*, Berlin

Familiendynamiken in der Migration

Migrationen sind so alt wie die Menschheit. Die erste Migration geht auf Adam und Eva zurück. Neugierig betraten sie die verbotene Zone des Paradieses, wo sich der Baum befand, von dem sie wussten, dass er gut zur Speise, eine Lust für die Augen und begehrenswert war, um Einsicht zu geben. Der Genuss der verbotenen Frucht vom Baum der Erkenntnis führte zum Verlust des Standes der Unschuld und zum Gewinn der Unterscheidungsfähigkeit von Gut und Böse. Aber der Genuss führte auch zur Vertreibung aus dem Garten Eden, aus dem Paradies.

Diese Vertreibung aus dem Paradies bedeutete den Verlust all ihrer Annehmlichkeiten, ihrer Geborgenheit und ihrer Freude. Sie hatten sich in die mühevollen und schmerzhaften Fremde zu begeben.

1. Welche psychischen Dynamiken werden durch Migration ausgelöst?

Der Mythos von Adam und Eva kann als Metapher gelten für die Folgen von Migration. Die Heimat mit ihren Bindungen, Regeln und Gewohnheiten, „die Mutter“, zu verlieren, einen Objektverlust zu erleiden und sich um seine Wiedergewinnung und um Wiedergutmachung bemühen zu müssen, all dies führt unweigerlich zu einer psychischen Krise, die die erste Phase der Migration kennzeichnet.

In der Begegnung mit der „neuen Welt“ können übermäßige Gefühle von Angst, Trauer und Schuld entstehen, die zu einem Zustand von Verwirrung bei dem Migranten/der Migrantin führen, seine Kommunikationsfähigkeit stark einengen und eine innerliche Blockade gegen die Sprache, gegen die Annahme der Regeln und Gebräuche des Landes auslösen. Die Art der Verarbeitung der Angst und der Schuldgefühle, die in gewissem Maße in jeder Migration unvermeidlich sind, spielen eine zentrale Rolle bei der Bewältigung der Migration. Gelingt es der Immigrantin und dem Immigranten nicht, die Schmerzen, die aus dem Verlust der geliebten Familienangehörigen, Freunde, der Straße seiner Stadt oder seines Dorfes, der vielfältigen Objekte, an die er emotional gebunden war, und vieles mehr, zu ertragen, verursacht dies eine seelische Krise.

Diese seelische Krise wird, wie oben erwähnt wurde, als ein Objektverlust erlebt und mündet in erster Linie in neurotische Depression oder psychosomatische Erkrankungen. Jedoch kann sich sogar eine Psychose entwickeln. Leon und Rebeca Grinberg (1990, 11) schreiben: „Die Migration ist eben keine isolierte traumatische Erfahrung,

die sich im Moment der Trennung, der Abreise vom Herkunftsland oder im Moment der Ankunft im neuen unbekanntem Ort, wo sich das Individuum niederlassen wird, ereignet! Im Gegenteil, sie schließt eine Konstellation von Faktoren ein, die Angst und Leid bestimmen“.

Einer dieser wichtigen Faktoren ist die individuelle Entwicklung der Migrantin/des Migranten. Ihre jeweils spezifische Weise der Individuation behält ihre Wirksamkeit in der Begegnung der Migranten mit belastenden Situationen in der fremden Umgebung. Dies bedeutet, dass Migranten mit wenig traumatisierter Kindheit die Migration adäquater bewältigen können. Dies ist dadurch begründet, dass wir auf die Geschehnisse der Gegenwart immer geprägt durch unsere Kindheitserfahrungen reagieren, insbesondere wenn sie sich auf Objektverluste, Trennungen und Schuldgefühle beziehen. Die Migration als eine Zäsur, als ein Kulturschock im Leben des Migranten verlangt eine nachträgliche Regulierung psychischer Strukturen, die nicht immer gelingt, wenn zur Krise durch Migration zusätzlich noch schwierige Kindheitserfahrungen aktiviert werden.

Die Migration ist daher eine potenziell traumatische Erfahrung, insbesondere wenn eine schwierige Kindheit in der Erinnerung aktiviert wird. Aber auch die Bedingungen der Migration aus den Herkunftsländern können traumatisierend wirken: Wenn z. B. bei politisch Verfolgten, die der Gefängnishaft, der Folter und permanenten vitalen Bedrohungen ausgesetzt waren, die Situation im Aufnahmeland durch erneute „Verhöre“ und langwierige Aufenthalte in Notunterkünften gekennzeichnet ist, dann ist die Ich-Stärke deutlich abgeschwächt und sie sind nicht mehr in der Lage, diese Krisensituation zu bewältigen!

Migration kann also verschiedene Formen psychischer Störungen auslösen. Am häufigsten handelt es sich dabei um Depressionen und psychosomatische Erkrankungen. Verfügt der Migrant oder die Migrantin jedoch über eine ausreichende Ich-Stabilität und Ich-Stärke und sind die Migrationsbedingungen für sie bzw. ihn günstig, dann wird sie/er die Krise nicht nur überwinden, sie wird für sie/ihn vielmehr eine Art eines „neuen Anfangs“ darstellen.

Für diese Personen ist die Migration eine gute Chance zur Entwicklung des eigenen kreativen Potenzials, wenn die Reorganisation der Psyche und eine neue Phase der Separation und Individuation im Sinne von Margaret Mahler gelingen. Salman Akhtar (1997) spricht hier in Anknüpfung an Mahler von einer dritten Individuation. Diese beobachte ich vor allem bei den heranwachsenden Mitgliedern der migrierten Familien.

2. Die Entwicklung einer synthetischen Identität durch Migration

Nach meinen Beobachtungen von migrierten Familien, bei Analysen migrierter Erwachsener und auch nach meinen eigenen Empfindungen als Immigrant, der seit ca. 42 Jahren in Deutschland lebt, besteht bei diesen Personen und ihren Kindern sowie auch bei mir eine Art synthetischer Identität. Diese synthetische Identität möchte ich definieren als eine kompatible Wechselwirkung zwischen den beiden Kulturen des Erwachsenenenseins. Jede dieser Identitäten hat ihren Kern, die eng miteinander verbunden sind. Man kann es sich vorstellen als zwei Inseln, die durch eine breite Brücke miteinander in sehr naher Beziehung stehen. Zwischen diesen beiden Kernen oder Inseln besteht im idealtypischen Fall ein Gleichgewicht. Dieses Gleichgewicht, das letztendlich ein psychisches Gleichgewicht darstellt, spielt nach meiner Beobachtung eine wichtige Rolle in der psychischen Entwicklung und Reifung der migrierten Kinder. Große Veränderungen in diesem Gleichgewicht können eine psychische Krisensituation bedeuten. Die Stabilität dieses Gleichgewichts und damit der synthetischen Identität spiegelt sich in der Familiendynamik und diese sind wiederum geprägt von den beiden Faktoren der ursprünglichen Kultur und der aufnehmenden Gesellschaft als Repräsentantin der neuen Kultur.

3. Die Bedeutung der Familie in der Migration

Die Familie sollte als schützende Gruppe und als „Tankstelle“, als Ressource für die Erwachsenen und Kinder fungieren. Die Persönlichkeitsstruktur der Eltern entscheidet darüber, ob diese Funktion eingenommen werden kann. Von ihr hängen religiöse und kulturelle Vorstellungen ab, die möglicherweise eine adäquate Akkulturation in die politische Kultur des Aufnahmelandes erschweren können, was den integrativen Prozess und letztendlich die Entwicklung der synthetischen Identität behindert. Schwierig können diese Prozesse beispielsweise werden, wenn die Familie den jungen Menschen zu einer ungewollten Migration zwingt und damit in seiner Entwicklung einschränkt.

Um die Krisensituation und damit verbundene psychische Desorganisation durch die Migration, sei sie aus politischen, wirtschaftlichen oder anderen Gründen erfolgt, bewältigen zu können, sollten die Individuen in der Lage sein, eine passende Reorganisation wiederherzustellen. Diese kann gelingen, wenn sie für sich selbst wie auch in ihrer Funktion als Eltern in der Lage sind, Phänomene wie z. B. Heimweh, Einsamkeit und besonders Trauer zu verarbeiten.

Von einigen Autoren wurde diese Fähigkeit als „Emigrabilität“ bezeichnet. Die psychologischen Aspekte der „Emigrabilität“ versuchen, die spezifischen Merkmale von Personen zu präzisieren, die sie als besonders befähigt für Migrationen erscheinen lassen. So definiert beispielsweise Menges (1959) das Konzept der „Emigrabilität“ als die potenzielle Fähigkeit des Emigranten, in der neuen Umgebung stufenweise und verhältnismäßig schnell das für ihn normale Maß an innerem Gleichgewicht wiederzuerlangen - sofern die neue Umgebung es ihm angemessen ermöglicht - und sich gleichzeitig in den neuen Kontext zu integrieren, ohne darin ein verstörtes oder störendes Element zu werden. Menges führt auch „Indikationen und Kontraindikationen“ bezüglich der Emigration auf, die auf der Fähigkeit zur Beherrschung oder Überwindung des Heimwehs basieren. Nach Menges steigert sich die Gefahr, Opfer des Heimwehs zu werden, wenn das Individuum seinen Individuationsprozess nicht erfolgreich abgeschlossen hat. Bei denjenigen, die unter starkem Heimweh leiden, werden unerledigte Kindheitsprobleme, die aus einer konfliktreichen Mutter-Kind-Beziehung stammen, aktualisiert. In diesen Fällen geht es nicht um ein schlichtes Heimwehgefühl, sondern um eine krankhafte Abhängigkeit von zu Hause, von der Mutter und von Primärobjekten überhaupt.

Melanie Klein (2000), selbst Emigrantin, beschreibt das Gefühl der Einsamkeit, das in der Migration bewältigt werden müsse. Es basiert auf dem Erleben von Unvollständigkeit. Dieses geht auf das Fehlen einer vollständigen persönlichen Integration in das soziale Leben des Aufnahmelandes zurück. Hinzu kommt noch die Überzeugung des Individuums, dass einige abgespaltene und projizierte Anteile des Selbst unwiederbringlich verloren scheinen. Dies fördert im Individuum die Empfindung, dass es weder im vollständigen Besitz seiner selbst sei noch irgendeiner Person oder Gruppe zugehörig ist. Für Personen, bei denen das Gefühl der Einsamkeit stärker ausgeprägt ist, wird sich dieses in der Realität einer Emigration zuspitzen, weil die Emigration das Gefühl, „nicht dazuzugehören“, für eine Zeit verschärft. Es geht letztendlich um die Integration eines ambivalenten Gefühls: „Ich gehöre nicht mehr zu der Welt, die ich verlassen habe, und ich gehöre noch nicht in die Welt, in der ich angekommen bin.“

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Familie als Repräsentantin der ursprünglichen Kultur sich auf verschiedenen Ebenen mit der neuen Welt also der Situation im Aufnahmeland auseinandersetzen muss. Die Verarbeitung der Migration, also die Reorganisation des psychischen Erlebens, hängen dabei von den spezifischen Ausgestaltungen der folgenden Faktoren ab:

- a. Persönlichkeitsstruktur der Eltern
- b. Religiosität
- c. Nationalität bzw. Kulturkreis
- d. Gewollte oder ungewollte Emigration
- e. Zugehörigkeitsgefühl
- f. Stabile Partnerschaft, Stabilität in der Familie
- g. Verarbeitung von Heimweh
- h. Verarbeitung von Gefühlen der Einsamkeit und besonders der Trauer
- i. Verleugnung der jetzigen Realität, z. B. Sprache
- j. Umgang mit äußeren Bedrohungen wie Fremdenhass
- k. Die akkultorative Fähigkeit der Eltern
- l. Berufstätigkeit der Eltern

4. Die Geschichte von Jalal – Ein Beispiel

Jalals Vater kam mit ca. 20 Jahren nach Deutschland. Er arbeitet bis jetzt bei der Post. Nach fünf Jahren heiratete er in Marokko. Er ließ seine Frau aber bei seinen Eltern und besuchte sie ein bis zweimal im Jahr. Nach sechs Jahren, mittlerweile hatten sie drei Kinder, holte er seine Familie nach Deutschland. Jalal, den ältesten Sohn, ließ er bei den Großeltern. Er sollte dort die Schule besuchen. Er blieb bis zum vierzehnten Lebensjahr bei den Großeltern. Die Familie besuchte ihn alle zwei Jahre einmal. Er war ein sehr guter Schüler. Mit 14 Jahren holte ihn sein Vater nach Deutschland. Zwei Jahre besuchte er eine Realschule, brach sie dann aber ab. Mit 16 Jahren hatte er ersten Drogenkontakt, erst dealte er, dann wurde er selbst abhängig. Zwei Mal wurde er wegen Drogenbesitzes festgenommen. Bei einer Auseinandersetzung verletzte er seinen Vater durch einen Messerstich schwer. Der erste Kontakt zum Jugendamt kam durch die Initiative des Vaters zustande. Dies blieb jedoch ohne Ergebnis, denn das Jugendamt fühlte sich nicht zuständig und unternahm nichts. Jalal wurde daraufhin aus der Familie ausgeschlossen und lebte fast ein Jahr auf dem Dachboden, wo er ohne Wissen des Vaters von der Mutter unterstützt wurde. In dieser Zeit entwickelte er eine Psychose und wurde in eine psychiatrische Klinik eingewiesen. Zur gleichen Zeit erkrankte die zwei Jahre jüngere Schwester an psychogenen Ohnmachtsanfällen. Die Familie stand mit ihren Problemen völlig allein da, obwohl sie mit drei Institutionen Kontakt hatte: mit der Schule, dem Gericht und dem Jugendamt. Ich lasse den Fall ohne weitere Ausführungen stehen, weil er meiner Ansicht nach für sich spricht.

5. Psychische Folgen migrationsbedingter Zerrissenheit der Familien für die Kinder

Solche Schicksale entstehen aufgrund der migrationsbedingten Zerrissenheit vieler migrierter Familien in ganz Europa. Da bei den meisten dieser Familien nicht alle Familienmitglieder zugleich in das Aufnahmeland kommen und die Kinder zuweilen zwischen den verschiedensten Stellen hin- und her geschoben werden (zwischen Eltern, Großeltern, Pflegefamilien im Herkunfts- und Residenzland und Heimen), kommt es bei vielen dieser Kinder bereits in der frühen Kindheit zu multiplen Trennungserlebnissen mit allen negativen Folgen für die weitere Entwicklung. Hierbei spielt für die betroffenen Kinder besonders die Abwesenheit des Vaters eine Rolle, der in ca. drei Viertel der Fälle nicht gleichzeitig mit seinen Kindern nach Deutschland übersiedelte.

Als Folge herrscht bei den meisten Kindern eine deutliche Ambivalenz, d. h. einerseits eine starke Idealisierung der Väter mit entsprechenden Phantasien und andererseits Ablehnung und Enttäuschung gegenüber den Vätern, die sie sehr oft über lange Zeit nur in den Ferien oder überhaupt nicht gesehen haben. Nach meiner Beobachtung kommen psychische Störungen, Schulleistungsschwierigkeiten und Verhaltensauffälligkeiten bei Kindern, die zunächst im Heimatland aufgewachsen sind und erst später nach Deutschland zu ihren Eltern gekommen sind, im Vergleich zu den Kindern, die von vornherein bei den Eltern aufgewachsen sind, häufiger vor.

Trotz der formalen Bemühungen, die die Behörden unternehmen, sind die migrierten Familien mit den Problemen der Kinder sich selbst überlassen. Betroffen sind weit über eine Million Kinder unter 15 Jahren, wobei beachtet werden muss, dass ihr prozentualer Anteil von Jahr zu Jahr steigt. Kinder migrierter Familien sind gegenüber den einheimischen Kindern in vielem benachteiligt. Ihre Säuglingssterblichkeit liegt höher, ihre Gefährdung gegenüber Infektionskrankheiten ist größer, ihre Wohnverhältnisse und die damit verbundenen hygienischen Grundbedingungen der Pflege sind schlechter.

Vielfach fehlt ihnen als lebensentscheidende Grundlage die Konstanz einer väterlichen oder mütterlichen Hauptbezugsperson, da viele von ihnen entweder in Tageskrippen oder Heimen oder in Wechselflege zwischen ihrem Heimatland und Deutschland aufwachsen müssen.

In den letzten zwei Jahren beobachte ich in der Arbeit mit Migrantenkinder, dass die Väter eine besondere Rolle bei der Entwicklung der Kinder haben. Der Einfluss der Väter scheint mir in gewisser Hinsicht größer zu sein als der der Mütter. Dies wird besonders dann deutlich, wenn die Identifizierung mit den Primärobjekten (den Eltern),

besonders mit dem Vater, nicht ausreichend ist, um die Affekte adäquat zu kanalisieren. Man kann mit H.W. Loewald (1972) sagen, dass erst unter dem Einfluss innerer Reifeprozesse und äußerer Reize – zu denen in ganz hervorragendem Maße die psychosozialen Verhältnisse, die so genannten Objektbeziehungen der heranwachsenden Kinder gehören – sich die Repräsentanzen der Triebe bilden. Diese bestehen aus Affekten, Vorstellungen und damit einer internalisierten Welt. Für diese Kinder ist die internalisierte Welt, weil eine Störung der Identifizierung besteht, unvollkommen und nicht begehrenswert. Das Interesse an der Welt der Erwachsenen bleibt gering. Diese Kinder neigen zu einer regressiven Entwicklung im Sinne von Somatisierungsstörungen. Dies bedeutet, dass die Objektbeziehung durch die „fehlende“ Identifizierung eine Wendung bekommen kann, die in der Beziehung zu den Eltern und speziell zu dem Vater mindestens ambivalent wird. Er /Sie (die Eltern) sind nicht in der Lage dem Kind ausreichend Geborgenheit zu geben. Dadurch verlieren die Affekte des Kindes ihre Orientierung. Die Identifizierung mit den Eltern ist jedoch die Hauptbrücke für die Orientierung der Affekte und für die Entwicklung des Über-Ichs. So bleiben die Objektbeziehungen vorerst nur narzisstisch orientiert. Dies bedeutet, dass das Objekt nur insofern begehrt wird, als es dem Lustgewinn und der Bedürfnisbefriedigung des Kindes dient.

Was passiert in dieser Situation mit den Affekten? Das Kind ist nicht in der Lage, in ausreichendem Maße zu sublimieren und zu verdrängen, und die Affekte können nicht befriedigt werden, weil sie ihre Ziele nicht erreichen. Es wird die Handlungsebene nicht erreicht, die psychische Energie des Affektes wird in ein körperliches Symptom konvertiert und dort gebunden, welches zu Somatisierungsstörungen führt. Diese treten in erster Linie als Ein- und Druckschlafstörungen, Konzentrationsschwierigkeiten, Einlässen und Einkoten sowie Bauchschmerzen auf. Eine reifere Form der Verarbeitung der Affekte als die Somatisierung, ist die Angst und depressive Entwicklung. Dies entsteht durch die Störung der Identifizierung bei geringer physischer und psychischer Verfügbarkeit der Eltern, die als Objektverlust erlebt wird, mit dem unbewussten Gefühl, dass diese Kinder ihre Eltern verloren haben, weil sie sie als verändert erleben durch die Belastung der Migration.

6. Übersichten

Zusammenfassend zeigen die folgenden Übersichten Faktoren und Zusammenhänge, die für die Entwicklung der Kinder von Migrationsfamilien von Bedeutung sind.

Faktoren, die bei der Familiendynamik der Migrantinnen und Migranten eine Rolle spielen:

1. Verfügbarkeit der Eltern, emotional und physisch. Abwesenheit des Vaters?
2. Persönlichkeitsstruktur der Eltern
3. Religiosität und moralische Vorstellung der Eltern
4. Nationalismus
5. Gewalt oder ungewollte Migration
6. Zugehörigkeitsgefühl
7. Stabile Partnerschaft der Eltern
8. Die akkultorative Fähigkeit der Eltern (z. B. Erlernen der deutschen Sprache)
9. Die Zukunftsperspektive der Eltern (Die Rückkehr ins Heimatland)

Meine klinischen Beobachtungen: Der Verlauf des Ablösungsprozesses der Jugendlichen ist abhängig von der Konstellation der Familie und ihrer Migrationsgeschichte.

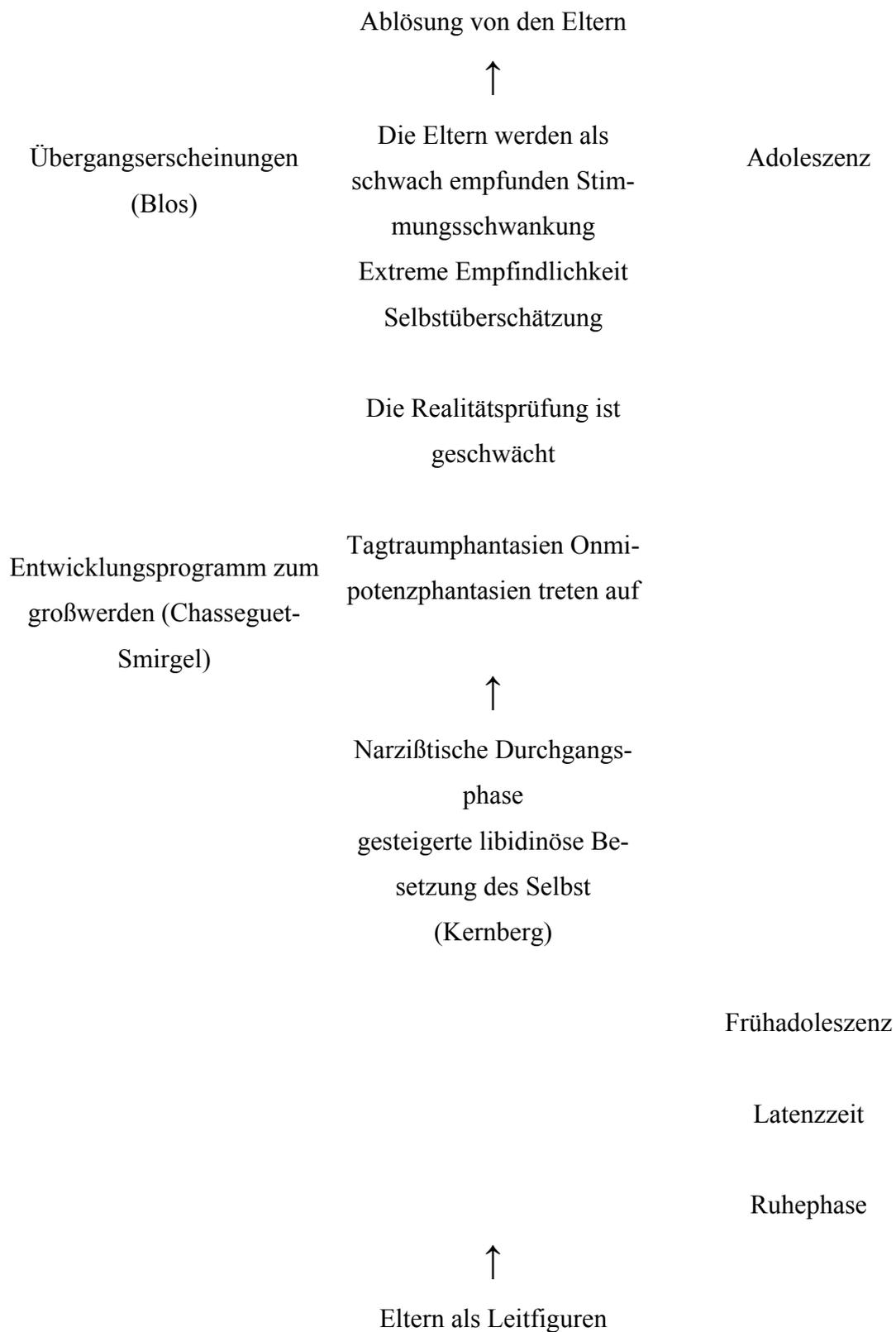
- 1) Jugendliche, die hier geboren sind
- 2) Jugendliche, die in der Kindheit, bis zum Alter von 6 Jahren, nach Deutschland kamen
- 3) Jugendliche, die in der Latenz nach Deutschland kamen
- 4) In der Adoleszenz
- 5) Pendelkinder

Die verschiedenen Konstellationen der Migrantenfamilien:

1. Männer, die alleine nach Deutschland kommen und später in die Heimatländer reisen, um eine arrangierte Ehe zu schließen.
2. Frauen, die hier geboren oder aufgewachsen sind, die eine ebenfalls in ihren Heimatländern arrangierte Ehe eingehen.
3. Väter, die hier in Deutschland leben und deren Familien zunächst in den Heimatländern sind. Die Familie wird irgendwann nach Deutschland geholt.
4. Zweigenerationenfamilie.
5. Väter einer binationalen Ehe.

6. Streng religiöse Väter.
7. Entfremdete Väter und Mütter. Das sind Familien, die ihre Kinder ab einem bestimmten Alter zu den Großeltern in den jeweiligen Heimatländern schicken und sie dann erst wieder ab einem bestimmten Alter nach Deutschland holen.
8. Es ist nicht selten, dass Männer zwei Familien haben: Eine Familie in Deutschland und eine weitere in ihrem Heimatland.
9. Ehepaare, die zusammen mit ihren PartnerInnen aus ihren Heimatländern nach Deutschland kommen.
10. Alleinerziehende Mütter

Idealtypische Entwicklung in der Adoleszenz



Migrationsbedingte Störungen der kindlichen Entwicklung

Jungen

Mädchen

Depressionen
 Angstzustände mit paranoider Symptomatik
 Psychosen
 Dissoziales Verhalten, besonders gegenüber den Eltern

Konversionsneurotisches Syndrom
 (z.B. psychogene Lähmung, Ohnmachtsanfälle, Bauchschmerzen, Kopfschmerzen)
 Depression



Identitätskrise



Ambivalente Beziehung zur Umwelt,
 (besonders zum Vater)



Ambivalente Beziehung zum Vater



Defensiver Dauerzustand der
 narzisstischen Durchgangsphase



Narzisstische Durchgangsphase wird
 nicht adäquat bewältigt



Konflikthaft

Adoleszenz



Funktionelle Störungen
 (z.B. Einkoten, Einnässen, Schlafstörungen,
 Konzentrationsstörungen)

Gestörte Eltern-Kind-Beziehung
 durch die Migration
 (Lager, Angst, Einsamkeit, Heimweh,
 enge Räume, Trennungen, Arbeitslosigkeit,
 Sprachschwierigkeiten, Isolation Kulturschock)

Frühadoleszenz

Latenzzeit

Literatur:

Akhtar, Salman (Hrsg.) (1997). *Die innere Mutter. Zur theoretischen und klinischen Bedeutung der Objektkonstanz*, Frankfurt: Fischer Taschenbuch

Blos, Peter (2001, 7. Auflage). *Adoleszenz. Eine psychoanalytische Interpretation*. Stuttgart: Klett-Cotta

Chasseguet-Smirgel, Janine (1992, 2. Auflage). *Zwei Bäume im Garten. Zur psychoanalytischen Interpretation der Vater- und Mutterbilder*. Stuttgart: Klett-Cotta

Grinberg, Leon und Rebeca (1990). *Psychoanalyse der Migration und des Exils*, Stuttgart: Klett-Cotta

Kernberg, Otto (2001). *Affekt, Objekt und Übertragung. Aktuelle Entwicklungen der psychoanalytischen Theorie und Technik*. Gießen: Psychosozial-Verlag

Klein, Melanie (2000): *Gesammelte Schriften. Band 3 1946 – 1963*. Stuttgart: Frommann-Holzboog Verlag

Loch, Wolfgang (1999). *Die Krankheitslehre der Psychoanalyse*. Stuttgart: S.Hirzel

Loewald, Hans W. (1972). Das Zeiterleben. *Psyche* 28, 1053 – 1063

Menges, L.J. (1959). *Geschiktheid voor Emigratie. Een onderzoek enkele psychologische aspecten der emigrabiliteit*, Psych. Diss. Leiden: s-Gravenhage

Arbeitsgruppe II
Interkulturelle Familienbildung –

**Am Beispiel einer einwöchigen Reise von türkischen und arabischen Müttern gemeinsam mit ihren Kindern an den Stadtrand von Berlin unter dem Thema:
„Erziehungskompetenz stärken“**

Thesen:

1. Migration ist in der Regel ein Familienprojekt. Es wird getragen von einem Netz verwandtschaftlicher Beziehungen, in welchem den Müttern eine besondere Rolle zukommt. In der Familie werden wesentliche Kontakte und Wissen für die Orientierung in einer fremden Welt vermittelt. Die Funktion von Familien im Integrationsprozess und dabei die zentrale Funktion der Mütter in ihrer Familie zu unterstützen, muss von den herkömmlichen Bildungsinstitutionen (Kita, Schule, Familienbildung) stärker wahrgenommen, besser gefördert und gestaltet werden. In den bestehenden Konzepten zur Eltern- und Familienbildung sind die Problemlagen von Familien mit Migrationshintergrund noch nicht ausreichend aufgegriffen und berücksichtigt.
2. Unsere Erfahrung ist, dass es ein starkes Interesse bei den Müttern aus Familien mit Migrationshintergrund gibt, sowohl ihre Bildung als auch die ihrer Kinder zu verbessern. Die Motivation der Mütter ist sehr groß, ihre Kinder zu fördern und Bildungsprozesse besser zu verstehen. Es gibt ein hohes Bedürfnis nach Wissen, Austausch und Orientierung. Diese Motivation ist eine besondere Chance für bestehende Bildungseinrichtungen, Konzepte zu entwickeln, die daran anknüpfen.
3. Folgende Voraussetzungen sind bei der Entwicklung von Angeboten wichtig zu berücksichtigen:
 - ausreichende personelle und finanzielle Ressourcen müssen zur Verfügung gestellt werden,

- Interkulturelle Bildung versteht sich als dynamischer Prozess, offen für fortwährende Entwicklungen. Die Definition erfasst sowohl die Ausdifferenzierung, als auch die Weiterentwicklung eines kulturellen Selbstverständnisses. Dieses Verständnis knüpft an der Tatsache an, dass Migranten sich einen Teil der Alltagskultur täglich neu erschaffen, weshalb Kulturen nichts Abgeschlossenes sind, sondern offen sein müssen für neue Entwicklungen.
- Interkulturelle Bildung ist ein ganzheitlicher Prozess und setzt an der Kultur des Alltags an. Für die Gestaltung der Kommunikationsprozesse zwischen Minderheiten und Mehrheiten ist die Anerkennung unterschiedlicher Handlungsmuster und das Lernen darüber, wie mit den Unterschieden umgegangen werden kann, eine absolute Notwendigkeit.
- Bildung wird als ganzheitlicher Zusammenhang von Lernen, Wissen, Können, Wertebewusstsein, Haltungen und Handlungsfähigkeiten verstanden, als umfassendes Geschehen der Persönlichkeitsentwicklung.
- Interkulturelle Öffnung der Institutionen und deren Niedrigschwelligkeit ist zu entwickeln: Die Angebote müssen sich örtlich, zeitlich und inhaltlich an der Lebenswelt der jeweiligen Familien orientieren. Die Einrichtung sollte von einer Willkommensatmosphäre als einem gelebten Vorbild geprägt sein. Dazu gehört ein offenes Klima, für das alle MitarbeiterInnen, KollegInnen und Honorarkräfte durch gegenseitige Anerkennung und Respekt untereinander und gegenüber den TeilnehmerInnen mitverantwortlich sind. Die Angebote müssen räumlich und zeitlich leicht erreichbar und zugänglich sein. Bürokratische Hürden und Barrieren müssen abgebaut werden, insbesondere in der Phase der Anmeldungen.
- Frauen aus Familien mit Migrationshintergrund finden über persönliche Beziehungen schneller Zugang zu Angeboten der Familienbildung. Persönliche, emotionale Beziehungen sind für sie eine wichtige Voraussetzung, um sich für neue Erfahrungen zu öffnen und um an Lernprozessen aktiv teilnehmen zu können.

4. Bildungskonzepte müssen neu entwickelt werden:

Die Kombination von Bildung und Freizeit setzt Hemmschwellen herab, sich bildungsbezogen mit Familien- und Erziehungsfragen auseinanderzusetzen. Bildung ist mehr als kognitive Wissensvermittlung. Bildung ist ein ganzheitlicher Lernprozess, der alle Sinne mit einbeziehen sollte und der das gesamte Leben

umfasst. Bildung bedeutet auch Lernen durch Anschauung, Ausprobieren, Erleben und Fühlen.

Der Erfolg und die Nachhaltigkeit von Bildung sind größer, wenn Bildung auch Spaß macht. Familienbildung bietet optimale Voraussetzungen, Freizeit und Bildung als neue Möglichkeiten des Lernens miteinander zu kombinieren. Gemeinsam organisierte Freizeit sowie gemeinsame Aktivitäten zwischen Eltern und Kindern sind Bildungsangebote, in denen lebensnahes, soziales Lernen konkret vermittelt werden kann.

5. Eltern und Kinder in ihren verschiedenen Lebenssituationen zu unterstützen und zusammen zu bringen bedeutet nicht nur, ihnen Erziehungswissen zu vermitteln, sondern muss auch dafür sorgen, dass ein Rahmen geschaffen wird, in dem Eltern sich mit Eltern austauschen können und in dem Eltern mit ihren Kindern durch gemeinsame Aktivitäten miteinander oder voneinander lernen können.
6. Gerade für Mütter aus Familien mit Migrationshintergrund haben sich Konzepte der Familienbildung, die Bildung und Freizeit miteinander kombinieren, als sinnvoll und an den Bedürfnissen der Frauen ausgerichtet, erwiesen. Die Kombination von Bildung und Freizeit bezieht die Ressourcen und Kompetenzen der Mütter mit ein, schafft Sicherheit, Anerkennung und Akzeptanz, um sich neuen Lernerfahrungen zu öffnen. Wichtig zu berücksichtigen war an unserem Beispiel, dass eine Gruppe von Frauen gemeinsam mit ihren Kindern an den Stadtrand von Berlin verreist ist. Dies ermöglichte Erholung und gemeinsame Aktivitäten wie z.B. Ausflüge der Mütter zusammen mit ihren Kindern. Theoretische Bildungsanteile sollten nicht überwiegen, sondern der Wunsch der Mütter nach mehr gemeinsamen Freizeitaktivitäten, wie Ausflügen, Tanzen, Kochen, Basteln, Spazieren gehen etc., sollte berücksichtigt werden.
7. Die Orientierung an dem Konzept „Starke Eltern – starke Kinder“ und an seinen Leitgedanken waren dabei für uns wichtig: Das Konzept ermutigt Eltern, an der Gestaltung des Erziehungsprozesses ihrer Kinder mitzuwirken. Es unterstützt und fördert die Eltern – Kind – Beziehung durch die Vermittlung von Wissen über kindliche Entwicklung sowie grundlegende Bedürfnisse von Eltern und Kindern. Nur zufriedene Kinder können sich sozial und konstruktiv verhalten.

Überforderte und unterforderte, sowie unverstandene Kinder zeigen zwangsläufig immer eine Form störenden und destruktiven Verhaltens. Damit sich daraus kein Teufelskreis für Eltern und Kinder entwickelt, ist es wichtig, grundlegende Kenntnisse über Bedürfnisse, Bedürfnisbefriedigung sowie über Kommunikationsstrukturen zu erfahren. Eltern sollen in ihrer Erziehungskompetenz gestärkt werden, denn starke und zufriedene Mütter und Väter tragen wiederum dazu bei, dass sich Kinder ebenfalls stark und zufrieden entwickeln können.

ArbeitsgruppeIII
Erziehungsberatung
als Dialog mit Familien mit Migrationshintergrund

Auch wenn die interkulturelle Öffnung der psychosozialen Regeldienste und der Jugendhilfe schon jahrelang eine häufig erhobene Forderung ist, sprechen die Zahlen der Inanspruchnahme von Jugendhilfemaßnahmen durch Migrationsfamilien nach wie vor eine andere Sprache: Immer noch sind niedrigschwellige Hilfen zur Erziehung, vor allem Erziehungsberatung, von Migrationsfamilien zu selten im Vergleich zu ihrem Bevölkerungsanteil in Anspruch genommen, obgleich ein verstärkter Bedarf an solchen Hilfen zu vermuten ist. Dagegen sind stärker interventionistische (vor allem Inobhutnahmen) deutlich überrepräsentiert. Dies legt den Schluss nahe, dass bei Familien mit Migrationshintergrund von der Jugendhilfe häufig zu spät und dann mit massiven Maßnahmen interveniert wird.

Niedrigschwellige Erziehungsberatung muss dagegen alle Aufmerksamkeit dahin lenken, frühzeitig erreichbar und offen für die Bedürfnisse der Migrationsfamilien zu sein. Der Dialog mit den Betroffenen ist der beste Weg, Offenheit herzustellen und ein auf diese Bevölkerungsgruppe angepasstes Hilfeangebot zur Verfügung zu stellen.

Mein Beitrag gliedert sich in folgende Unterpunkte:

1. Rahmenbedingungen für die Arbeit mit Migrationsfamilien
2. Interkulturelle Kompetenzen der Institution, die Träger der Beratungsstelle ist
3. Interkulturelle Kompetenzen der Fachkräfte und des Teams

1. Rahmenbedingungen für die Arbeit mit Migrationsfamilien

Hier soll zunächst einmal sehr alltagspraktisch dargestellt werden, welche Maßnahmen sich als förderlich für die Herstellung des Kontakts und der Kommunikation mit den betroffenen Familien herausgestellt haben.

- Die Beratungseinrichtung sollte gut erreichbar und leicht zu finden sein:

Für Klientinnen und Klienten, die sich möglicherweise nur unzureichend auf der Straße durchfragen können, kann es sehr schwierig sein, Straßennamen richtig zu verstehen und eine ihnen nicht bekannte Adresse zu finden. Gute, einfache Wegbeschreibungen sind hier wichtig wie auch eine Zeitplanung, die erstmalige Verspätungen wegen Orientierungsproblemen berücksichtigt.

- Gestaltung der Räume, atmosphärische Details, Rituale:

Auch die *Gestaltung der Räumlichkeiten* kann dazu beitragen, eine Atmosphäre von Sicherheit und Vertrautheit zu schaffen: Länderfahnen, die die Fassade der Beratungseinrichtung schmücken, Kalender und Bilder mit einem Wiedererkennungswert für die Ratsuchenden, Landkarten, anhand derer sie zeigen können, woher ihre Familie stammt, türkisches Eau de Cologne oder der Samowar, an dem man sein Teeglas füllen kann – all dies sind Symbole und kleine Gesten, die den Ratsuchenden ein Willkommen bieten und größere Akzeptanz schaffen. Dabei geht es natürlich nicht um eine folkloristische oder gar anbietende Überfrachtung des Interieurs, sondern um die Schaffung von „Ankern“, die Befangenheit im Umgang mit der fremden Institution verringern und Kooperationsbereitschaft fördern sollen.

- Angemessene sprachliche Kommunikation, wenn möglich auch muttersprachlich:

Diese ist zweifellos der Schlüssel zu einer gelungenen Intervention. Die Ratsuchenden sollen – wo immer es geht - die Freiheit haben zu entscheiden: fühlen sie sich in der Heimatsprache sicherer, dann dienen muttersprachliche Beratungsangebote als Türöffner zu einer vertrauensvollen Kommunikation. Können und wollen sie sich in deutsch verständigen, wird ihre Leistung, die deutsche Sprache erlernt und damit wichtige Integrationsschritte vollzogen zu haben, von den Beraterinnen und Beratern anerkannt und selbstverständlich berücksichtigt.

- Professionalisierte Übersetzungshilfe, Entlastung betroffener Kinder und Familienangehöriger:

Wo immer Übersetzungshilfen notwendig sind, sollten sie qualifiziert und professionell erfolgen, durch Dolmetscherinnen und Dolmetscher, die auf die Besonderheiten psychosozialer Beratung eingestimmt wurden und der vertraulichen, kultursensiblen Aufgabe gewachsen sind. Familienmitglieder und Bekannte oder Verwandte, deren Beziehung zur betroffenen Familie und deren Übersetzungskompetenz unklar sind, eignen sich nicht für Übersetzungshilfen. Der Träger muss Sorge dafür tragen, geeignetes Personal durch entsprechende Einstellungen oder durch Kooperationen zu finden. Auch das Angebot, Praktikantinnen und Praktikanten aus dem sozialpädagogischen und psychologischen Bereich mit besonderen sprachlichen Kenntnissen zu beschäftigen, kann ein guter Weg sein, kompetente Kooperationspartner zu gewinnen.

- Verständliche und prägnante Beratungssprache. Anwendung sprachlicher Mittel, die Rat Suchenden entgegenkommen:

Die Sprache der Beraterinnen und Berater muss klar verständlich und prägnant in der Aussage sein. Sie sollten offen sein für Kommunikationsmittel, die Klientinnen und Klienten selber ins Gespräch einbringen: Bilder und Metaphern, Sprichwörter und Redewendungen, mimische und gestische Ausdrucksweisen. Fast immer sind die Ratsuchenden für Ausdrucksformen, die sie selber anwenden, auch gut empfänglich.

- Berücksichtigung der Migrationsgeschichte und Biografie der Rat Suchenden, Einbeziehung in der aktuellen Fragestellung:

Wie auch immer die Kommunikation gestaltet wird, in jedem Fall haben die Ratsuchenden ein Recht darauf, dass ihre Biografie und Migrationsgeschichte Interesse und Würdigung erfahren und als Hintergrund zur aktuellen Fragestellung wahrgenommen werden. Folgen wir in der Beratung dieser Maxime, können wir schnell feststellen, als wie ungewohnt und überraschend dieses Interesse des professionellen Helfers von den Betroffenen erlebt und als hilfreich und vertrauensfördernd wahrgenommen wird.

- Die Arbeitsformen in der Beratung sollen vor allem die Rat Suchenden entlasten:

Angemessen können auch Hausbesuche oder Beratungen außerhalb der Beratungsstelle sein, wenn Klientinnen und Klienten den Weg zur Beratungsstelle nicht finden, wenn ihre Kooperationsmöglichkeiten durch solche Besuche verbessert werden und der diagnostische Nutzen für die Beratung deutlich ist. So könnte eine vielköpfige Familie, die am anderen Ende der Stadt wohnt, aus organisatorischen und finanziellen Gründen niemals komplett in die Beratungsstelle kommen. Das Angebot, die Familie zu besuchen, kann dann eine große Erleichterung bedeuten.

Die Interventionen in der Beratung sollten eine Entlastung der betroffenen Familienmitglieder zum Ziel haben: Die Frage der Eltern, was sie alles falsch gemacht haben und ob sie an der Lage der Familie schuld seien, kann zurückgestellt werden zugunsten der Frage, was sie noch tun könnten, um eine Veränderung der Probleme zu erwirken, welche kreativen neuen Handlungsmöglichkeiten sie haben, eine verfahrenere Situation aufzulockern, zu entspannen.

- Neubewertung von Nähe und Distanz:

Die Frage nach *Nähe und Distanz* stellt sich in der Beratung im interkulturellen Kontext immer wieder neu. Sie verunsichert Beraterinnen und Berater oft, weil sie mit ihrem Verständnis von beruflicher Distanz, mit Abstinenzregeln in Kollision geraten, nicht wissen, wie sie auf persönliche Fragen, die für Rat Suchende mit Migrationshintergrund oft bedeutsam sind, angemessen reagieren können. Je nach Herkunftsland kann eine Begrüßung durch Umarmung oder symbolische Küsse ebenso selbstverständlich

sein wie besondere Distanz gerade gegenüber andersgeschlechtlichen Kommunikationspartnern. Mitbringsel und kleine Geschenke als Anerkennung für die Arbeit können als ‚Distanzlosigkeit‘ der Rat Suchenden abgetan, aber ebenso als deren Versuch gewertet werden, eine verunsichernde Kommunikationssituation mit Hilfe eigener, vertrauter Mittel ‚sicherer‘ zu gestalten und Beziehung herzustellen.

- Schlüsselprozesse der Kommunikation: Korrekte Namensnennung, angemessene Begrüßungs- und Abschiedsrituale, Benennen von Verständigungsproblemen:

Das korrekte Aussprechen des fremden Namens, die Form der Vorstellung, das Begrüßungs- und das Verabschiedungsritual, das Äußern von Verständnisproblemen und des Wunsches nach ihrer Behebung, all dies sind Schlüsselprozesse der Kommunikation, die von höchster Bedeutung sind für das Gelingen eines gemeinsamen Arbeitsprozesses. Die Beraterinnen und Berater müssen sie durch größtmögliche Offenheit so gestalten, dass die für den Beratungsprozess nutzbar gemacht werden können. Sie müssen nicht alle Regeln kennen und beherrschen, sollten aber bereit sein, sie wahrzunehmen und auf sie einzugehen.

Professionelle Beziehungsarbeit mit zugewanderten Familien muss für sie wichtige Lebensaspekte berücksichtigen: Wohnungsprobleme oder ausländerrechtlichen Fragen sind oft für das Fallverstehen fundamental und müssen behandelt werden. Es ist wenig hilfreich, gleich weiter zu verweisen und sich auf die vermeintlichen Kernaufgabe der psychosozialen Beratung zurückzuziehen.

- Verwendung nonverbaler Kommunikationsformen und gestalterischer Elemente:

Diese können den Beziehungsaufbau erleichtern und gerade bei Verständnis- und Verständigungsschwierigkeiten hilfreich sein. Verwendung von Familienbrett, Familienfotos, Skulpturen, Zeichnungen, Masken etc. können den Beratungsverlauf positiv beeinflussen. Aber natürlich muss vorher geprüft werden, wie diese Mittel mit dem Verständnis und Erfahrungshintergrund der Rat Suchenden vereinbar sind.

2. Interkulturelle Kompetenzen der Institution (des Trägers)

Ich zitiere hier weitgehend aus der Stellungnahme „Erziehungsberatung und Migration“ der Bundeskonferenz für Erziehungsberatung e.V. vom Juni 1999, die ich jeweils kurz erläutere:

- Beseitigung aller institutionellen Strukturen und Organisationsabläufe, die Benachteiligungen von Migrantinnen und Migranten bedeuten:

Hierzu gehört vor allem der Abbau von Wartezeiten: psychosoziale Institutionen, die das häufig vorhandene Schweigegebot über innerfamiliäre oder -psychische Probleme in Frage stellen und daher leicht Angst und Unsicherheit auslösen, müssen den Ratsuchenden in der Krise zur Verfügung stehen, lange Wartezeiten dagegen kommen den Vermeidungstendenzen entgegen. Denkbar auch sind vereinfachte Anmeldeverfahren, die den Zugang erleichtern können, offene Sprechstunden, Sprechstunden vor Ort in Schulen oder Kindertagesstätten. Umgekehrt verringern Bedingungen, die den Zugang zu Beratung und Therapie komplizieren (zu vereinbarende Kostenregelungen, komplizierte Überweisungspraxis usw.) die Akzeptanz erheblich und führen zu höheren Abbrecherquoten. Hier haben niedrigschwellige Einrichtungen wie Erziehungsberatungsstellen einen unschätzbaren Vorteil gegenüber Privatpraxen oder Hilfen zur Erziehung mit stärkeren Zugangskontrollen.

- Institutionelle Förderung des Erwerbs interkultureller Kompetenzen durch das Fachpersonal der Institution:

Arbeit mit Migrationsklientel muss von Träger gewünscht sein und gefördert werden. Im Rahmen der Konzeptgestaltung von Beratungsstellen hat der Träger die Möglichkeit, ein interkulturelles Profil der Stelle zu gestalten. Nur dann hat er auch eine Grundlage, Qualifizierungen der Mitarbeiter in dieser Richtung einzufordern. Auch wenn Curricula über interkulturelle Beratung und Therapie noch weitgehend fehlen, gibt es für Interessenten auch heute schon viele Gelegenheiten, interkulturelle Kompetenzen zu erwerben oder zu verbessern, sei es in Seminaren oder in Workshops und Teamfortbildungen mit interkulturell kompetenten Fachleuten, sei es in den ‚interkulturellen Nischen‘, die große Beratungs- und Therapieverbände auf ihren Tagungen eingerichtet haben

- Vernetzung der Arbeit mit der von Beratungsdiensten für Migrantinnen und Migranten und anderen für sie bedeutsamen Institutionen:

Es gilt für die Beratungsstellen über den Austausch mit migranten-, kulturspezifischen, religiösen Verbänden Voraussetzungen dafür zu schaffen, dass man mit dieser Klientel vertrauensvolle Kontakte aufbauen kann. Mit Migrationsberatern, ausländischen Priestern, Imamen, Lehrern der Muttersprachen usw. können Kontakte geknüpft und Multiplikatoren gewonnen werden. Auch eine stärkere Vernetzung mit Bildungsangeboten (z.B. Sprachkurse, Maßnahmen zur Verbesserung schulischen Wissens, Aus-

bildung und beruflicher Bildung), mit pädagogischen und psychopädagogischen Maßnahmen (Elternberatung in Schulen und Kindertageseinrichtungen, Familienbildung) und den allgemeinen Beratungsangeboten in der Migrationsberatung kann den Zugang für Rat Suchende erleichtern und in die Beratungsarbeit integriert werden.

- Migrantenspezifische Bedarfserhebung im Rahmen der Bedarfsplanung:

Jede Beratungsstelle muss gut informiert sein über die soziale Struktur in ihrem Einzugsbereich und muss daraus Schlüsse ziehen können für die Gestaltung der praktischen Arbeit. In einer Region mit besonders vielen deutschstämmigen Zuwanderern aus Osteuropa müssen andere Strukturen aufgebaut werden als in einem Viertel mit türkischen oder marokkanischen Zuwanderern. Träger von Erziehungsberatungsstellen müssen überall im Rahmen von Bedarfserhebungen ein besonderes Augenmerk auf die Bedarfsentwicklung bei zugewanderten Familien legen.

- Bedarfsgerechte Einstellung von Fachpersonal ausländischer Herkunft und Anerkennung heimat Sprachlicher Sprachkompetenzen und anderer interkultureller Kompetenzen als zusätzliche Qualifikationsmerkmale:

Keines der Kriterien dokumentiert so eindeutig die Bereitschaft eines Trägers, interkulturell kompetentes Beratungshandeln zu fördern. Hierbei gilt: Bedarfsgerechte Personalpolitik muss sich auch nach der Bevölkerungsstruktur richten und bemüht sein, muttersprachliche Angebote für wichtige Gruppierungen vorzuhalten. Aber es werden keine Türken oder Italiener eingestellt, sondern Psychologen, Sozialpädagogen oder andere Fachkräfte, die auch andere relevante Sprachen beherrschen bzw. sich mit anderen kulturellen und Migrationsaspekten auskennen. Sie sind in aller Regel genauso mit deutschen Ratsuchenden einsetzbar. Dieses Plus an Kompetenz sollte bei der Personaleinstellung explizit Berücksichtigung finden.

- Förderung der interkulturellen Handlungskompetenz als Aufgabe des Teams/einer Arbeitseinheit einer Institution, nicht von Spezialisten:

In verschiedenen Sprachen kompetente Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter müssen durch die Personalpolitik der Träger aus der Nische der „Exoten“ herausgeholt werden. Ihr Platz ist im Stammpersonal eine Beratungsstelle. Aufgabe des Trägers, des Leitbilds und der Konzeption der Institution und der Leitung ist es, dafür Sorge zu tragen, dass interkulturell kompetentes fachliches Handeln als Aufgabe eines gesamten Teams verstanden wird, an der sich alle Teammitglieder beteiligen müssen, auch wenn natürlich die Schwerpunkte der einzelnen Teammitglieder differieren können.

- Einsatz für verbesserte Bildungs- und Ausbildungsmöglichkeiten und Partizipation von Migrantinnen und Migranten, Vorbeugung und Verhinderung von Rassismus und Diskriminierung, besonders im Bereich von Jugendhilfe, Schul- und Ausbildungssystem:

Mag dieses Merkmal Beraterinnen und Beratern wegen ihrer „überparteilichen“ Position und auch den Trägern, die ihrem eigenen Verständnis nach eher „unpolitisch“ agieren, erst einmal befremdlich zu sein, so ist doch festzuhalten, dass es keine bedarfsgerechte Beratung in einer diskriminierenden Umgebung geben kann. Wie psychosoziale Beratung enge Grenzen hat bei Armut, Massenarbeitslosigkeit und defizitären Lebensbedingungen, so ist interkulturelle Beratungskompetenz für betroffene Familien nur dann wirklich hilfreich, wenn die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen Ressourcen fördern und Entwicklungen zulassen. Wo das nicht der Fall ist, ist der Einsatz für bessere Lebensbedingungen der Migrationsfamilien, ihre Unterstützung in der Auseinandersetzung mit behördlicher Willkür und institutioneller oder persönlicher Diskriminierung auch Aufgabe der Beratungsinstitution, nicht nur der einzelnen Fachkraft.

3. Interkulturelle Kompetenzen der Fachkräfte und des Teams

Interkulturelle Kompetenz umfasst kognitive, Persönlichkeits- und Einstellungsmerkmale, die ich in der Folge in aller Kürze benennen und erläutern möchte. Punktuelle Überschneidungen mit bereits zuvor erwähnten Merkmalen sind dabei nicht ganz zu vermeiden und können der Vertiefung dienen.

- Kompetente sprachliche Verständigungsmöglichkeiten:

Muttersprachliche Kenntnisse, zumindest aber in der deutschen Sprache ein verantwortungsvoller, auf den Aufbau von Interaktion hin orientierter Sprachstil. Verzicht auf Übersetzungshilfen durch betroffene Kinder oder andere Angehörige. Dolmetscher müssen auf die Besonderheiten psychosozialer Beratung vorbereitet sein.

- Kenntnisse über den soziokulturellen Hintergrund der Klientinnen und Klienten und ihre kritische Reflexion:

So wichtig es sein kann, ethnische, religiöse und politische Hintergründe der Heimatländer unserer Rat Suchenden zu kennen, so bedeutsam ist es auch, kritisch und reflektiert damit umzugehen, um Vorurteilsbildungen und unzulässige Ethnisierungen zu vermeiden. Unsere Klientel sind heute zumeist nicht mehr Einwanderer selber, sondern ihre Kinder und Enkel, die möglicherweise (vielleicht aber auch nicht!) über ihre Herkunftsfamilie oder Peer Groups und Selbstorganisationen Sprache, Kultur und

Werthaltungen des Heimatlandes der (Groß-)Eltern mitbekommen haben. Sie sind jedoch auch überwiegend oder ausschließlich in der hiesigen Gesellschaft sozialisiert, ganz gleich wie angemessen die ihnen gebotenen Entwicklungsbedingungen waren.

Offenheit, Neugier, Respekt vor dem anderen sowie Bewusstheit über die eigene kulturelle Identität und ihre Relativität:

Gemeint ist hier die Bereitschaft, über andere Lebensformen, Normierungen und Denkmuster unvoreingenommen zu kommunizieren, eine Gleich-Wertigkeit der sich begegnenden kulturellen Vorstellungswelten zu akzeptieren, kritische Distanz zu gängigen Einstellungen und Klischees zu halten und Ethnisierungen und unangemessene Idealisierungen zu vermeiden. Ein weiteres Merkmal dieser Grundhaltung ist die Abwesenheit von Angst vor dem Fremden: Das fremde Gegenüber kann verstören, verunsichern und gewohnte Vorstellungsweisen in Frage stellen, dies kann aber als ein kreativer Prozess verstanden werden und muss damit nicht Angst auslösen.

Wahrnehmen und Akzeptieren - nicht Nivellieren von Verschiedenheit: Die Hervorhebung kultureller oder normativer Differenzen kann die Verständigung im Beratungsprozess ebenso gefährden wie eine Nivellierung und Harmonisierung dieser Differenzen. Das Formulieren und Akzeptieren von Differenzen erfordert von der Beraterpersönlichkeit eine hohe Fähigkeit, Widersprüche und Ambivalenzen auszuhalten. Andererseits dürfen fundamentale Werte unserer Gesellschaft wie das Recht jedes Menschen auf körperliche und psychische Unversehrtheit und freie Entfaltung seiner Persönlichkeit, freie Meinungsäußerung, der Kinderschutz und das Recht von Kindern und Jugendlichen auf gewaltfreie Erziehung usw. nicht zur Disposition stehen und sind nicht verhandelbar.

Reflexion der gesellschaftlich-politischen Dimension, Kenntnisse über Geschichte, Ursachen und Verlaufsdynamik der Migration:

Interkulturelle Kompetenz stellt nicht nur eine individuelle Fähigkeit dar, sondern ist auch auf gesellschaftlicher Ebene und im institutionell-strukturellen Kontext zu betrachten. Macht ist daher eine fundamentale Dimension interkultureller Beratungspraxis. Notwendig ist für Fachleute in der interkulturellen Arbeit, über ausländerrechtliche Kenntnisse zu verfügen, um den aufenthaltsrechtlichen Status ihrer Klienten richtig einschätzen und daraus resultierende mögliche Gefährdungen (z.B. durch Inanspruchnahme von Sozialhilfe oder Hilfen zur Erziehung) erkennen zu können. Ebenso unerlässlich sind fundierte Kenntnisse und konkrete Erfahrungen mit den Lebensbedingungen, de-

nen Migrationsfamilien in verstärktem Maße unterworfen sind (schlechtere Wohn- und Arbeitsbedingungen, höhere Arbeitslosenzahlen etc.).

Es ist von großer Bedeutung, diese gesellschaftlich determinierten Aspekte der Migration deutlich zu unterscheiden von den kulturellen Merkmalen, die Rat Suchende mitbringen.

Schlussbemerkung

Einige knappe Anmerkungen und Zitate mögen mein Anliegen, Erziehungsberatung durch Dialog mit den Betroffenen diesen in angemessener Weise zu erschließen, noch einmal beleuchten.

- Das Kinder- und Jugendhilfegesetz formuliert in seinem § 9: „Bei der Ausgestaltung der Leistungen und der Erfüllung der Aufgaben sind (...) die jeweiligen besonderen sozialen und kulturellen Bedürfnisse und Eigenarten junger Menschen und ihrer Familien zu berücksichtigen.“ Ich sehe hierin eine unmittelbare Verpflichtung, Leistungen der Jugendhilfe so zu gestalten, dass sie Rat Suchenden mit Migrationshintergrund auch wirklich angemessen zu Gute kommen.
- Beratungsarbeit mit Migrationsfamilien erfordert Offenheit, Neugier und Respekt und kritische Reflexion des eigenen kulturellen Selbstverständnisses und dem des anderen.
- Der Dialog erfordert Kommunikationsbereitschaft, –fähigkeit und –möglichkeit. Voraussetzung für den Dialog ist eine gute sprachliche Verständigungsmöglichkeit.
- Interkulturelle Öffnung muss institutionell gewollt sein. Sie ist ein Lernprozess von Organisationen, der planvoller Gestaltung und kritischer Überprüfung bedarf.

Ulrike Anders

Arbeitsgruppe IV

Mütter und Väter in der Spannung zwischen Familie und Arbeitswelt – Elternbildung mit deutschen Familien

In dieser Arbeitsgruppe haben wir uns gemeinsam damit beschäftigt, wie Mütter und Väter sich mit Wandel, insbesondere in Bezug auf die Arbeitswelt, auseinandersetzen. Welche Veränderungen wirken sich wie aus? Was können Mütter und Väter über gelungene Veränderungsprozesse wahrnehmen und worüber berichten sie? Wo geraten sie jedoch auch an Grenzen, die letztendlich zu Spannungen und Belastungen führen? Und schließlich, welche dieser Themen sind bereits in den jeweiligen Arbeitsfeldern der Sozialpädagogik und ihren Institutionen angekommen? Wie können sie im jeweiligen Arbeitsfeld aufgegriffen werden und wo sehen SozialpädagogInnen weiteren Handlungsbedarf?

Zunächst möchte ich hierzu noch einmal zentrale Aussagen aus dem Vortrag von Frau Prof. Dr. Mansfeld von aufgreifen und mit einem Modell aus meiner Arbeit mit Paaren ergänzen. Anschließend möchte ich mit Ihnen anhand verschiedener Fragestellungen die angerissenen Themen vertiefen.

Familie ist uns allen vertraut. Jede und jeder von uns hat „Familie“ in der ihr je eigenen Art und Weise kennen gelernt, ist aus ihr heraus erwachsen und mit ihr gewachsen. Würden wir uns jetzt sowohl mit unserer Familienherkunft, unseren Familienerfahrungen als auch mit der gerade gelebten Familienform beschäftigen, würden sehr vielfältige Bilder von Familien zusammengetragen werden können. Allein durch diesen relativ kleinen Einblick, die eine kurze Zeitspanne umfasst, würden Veränderungen und Wandel erkennbar werden.

Aus diesem Grund birgt die Arbeit mit Familien für Professionelle vielfältige Möglichkeiten, eigenes Familien-Erfahrungswissen, wie auch aktuelle Erfahrungen verbunden mit sozialpädagogischem Fachwissen und einem reflexiven Handeln, sehr dicht und konzentriert zu nutzen, um an Themen, die Familien beschäftigen, zu arbeiten.

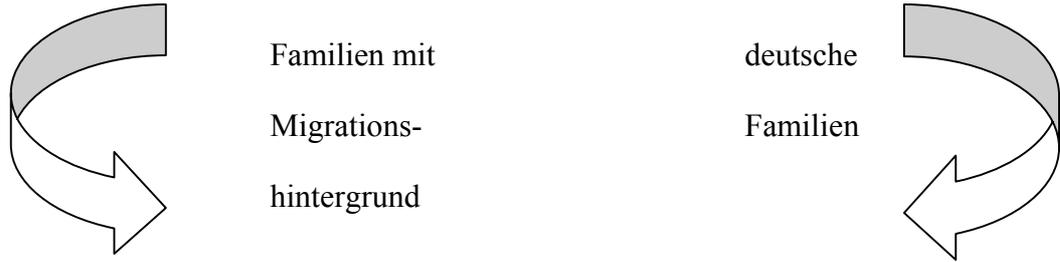
Wenn wir hier nun über die Arbeit mit deutschen Familien sprechen, so stellt sich zunächst die Frage: „Worüber reden wir eigentlich, wenn wir von deutschen Familien sprechen?“

Ein Beispiel: Ich selbst arbeite derzeit auch in einem Projekt mit benachteiligten Jugendlichen in einer großen Berufsschule. Zu Schuljahresbeginn, entstand über die neue Klasse zunächst für das Team der Eindruck – aus der Namensliste und vom ersten Kennenlernen – eine Klasse mit einem hohen Ausländeranteil zu haben, so wurde es im Team schon besprochen. Nachdem alle Erstgespräche stattgefunden hatten und genauere Daten aufgenommen waren, wurde deutlich, dass lediglich zwei SchülerInnen einen ausländerrechtlich begründeten Status hatten, alle anderen waren hier in Deutschland geboren, viele sind sogar schon in der 2. und 3. Generation in Deutschland.

Frau Prof. Dr. Mansfeld hat angesprochen, dass Familien inzwischen sehr viel komplexer sind als gemeinhin angenommen wird. So gibt es eine zunehmende Anzahl binationaler Ehen ebenso wie zahlreiche Familien mit Migrationshintergrund, jedoch deutscher Staatsangehörigkeit. Es ist nicht unerheblich, dass es scheinbar eine unbeachtete Trennung in der Wahrnehmung von Familien mit und ohne Migrationshintergrund gibt. Damit bleibt unverbunden nebeneinander stehen, was eigentlich in einer Einwanderungsgesellschaft im Kontext behandelt werden müsste. Durch diese Weise des Wahrnehmens kann Wachstum in der Gesellschaft nicht stattfinden, ausgrenzende Emotionen werden eher aktiviert und Spaltungen werden aufrecht erhalten.

Desgleichen gilt es einen Blick auf Institutionen und deren Hilfsangebote zu werfen. Sozialpädagogische Arbeit sollte nicht auf der Basis von Stereotypen Konzepte entwickeln. Vorhaben der Elternbildung verlangen ständige Reflektion und Evaluation. Inhalte sollten differenziert an der Unterschiedlichkeit der Familien ausgerichtet sein, so dass Mütter, Väter und Familien sich in ihrer Verschiedenheit angesprochen fühlen können. Gleichzeitig sollte das „Verbindende“ in den Mittelpunkt gestellt werden, statt in „besonderen“, „trennenden“ Ideen und Angeboten zu denken und zu handeln, was womöglich eine Inselbildung fördert und ein Zusammenwachsen erschwert.

Schaubild:



Familien in Deutschland

Welche Themen sind für Familien in Deutschland in Bezug auf die Arbeitswelt von besonderer Bedeutung? Wichtig erscheint hierbei, Zusammenhänge von gesellschaftlichen Strukturen, die sich in unterschiedlichen Institutionen zeigen, und deren Auswirkungen auf Familien deutlich werden zu lassen.

Die Institution „Arbeitsmarkt“ zeigt Schließungstendenzen gegenüber Familien ausländischer Herkunft, jedoch auch gegenüber Familien unterer Bildungsschichten in Deutschland. Außerdem zeigen meine Erfahrungen in der Arbeit mit benachteiligten Jugendlichen, dass Familien aller sozialen Schichten betroffen sind, wenn sie aus ganz unterschiedlichen Gründen sich mit starken Belastungen auseinandersetzen müssen, so dass sie in dem derzeitigen deutschen Bildungssystem den Anschluss nicht halten können. Des Weiteren sind ältere Generationen verstärkt von Arbeitslosigkeit betroffen, wenn auch in öffentlichen Diskussionen ein Umdenken zu beobachten ist.

Um eine Familie gründen zu wollen und Familie zu leben, brauchen diese sichere Planungsmöglichkeiten, die auch langfristig gedacht werden können, auf denen sie ihre Potentiale entfalten können. Für Familien ausländischer Herkunft spielt dabei die Absicherung ihrer Aufenthalte eine wesentliche Rolle, was nicht nur Basis eines gelingenden Familienlebens, sondern auch ihre Integration in die Gesellschaft unterstützt. Sichere Planungsmöglichkeiten heißt darüber hinaus auch sichere und angemessene Arbeitsverträge.

Aus Gesprächen mit Kolleginnen, die langjährig in der Elternbildungsarbeit tätig sind, wurde mir deutlich, dass, seitdem die erste Pisa-Studie veröffentlicht wurde, ein deutlicher Druck bei Müttern und Vätern erkennbar ist. Der Wert eines Bildungsabschlusses wird durch die unsichere Situation auf dem Arbeitsmarkt nicht mehr sichtbar

und es wird empfunden, dass die Chancengleichheit schon lange nicht mehr im Bildungsbereich gilt.

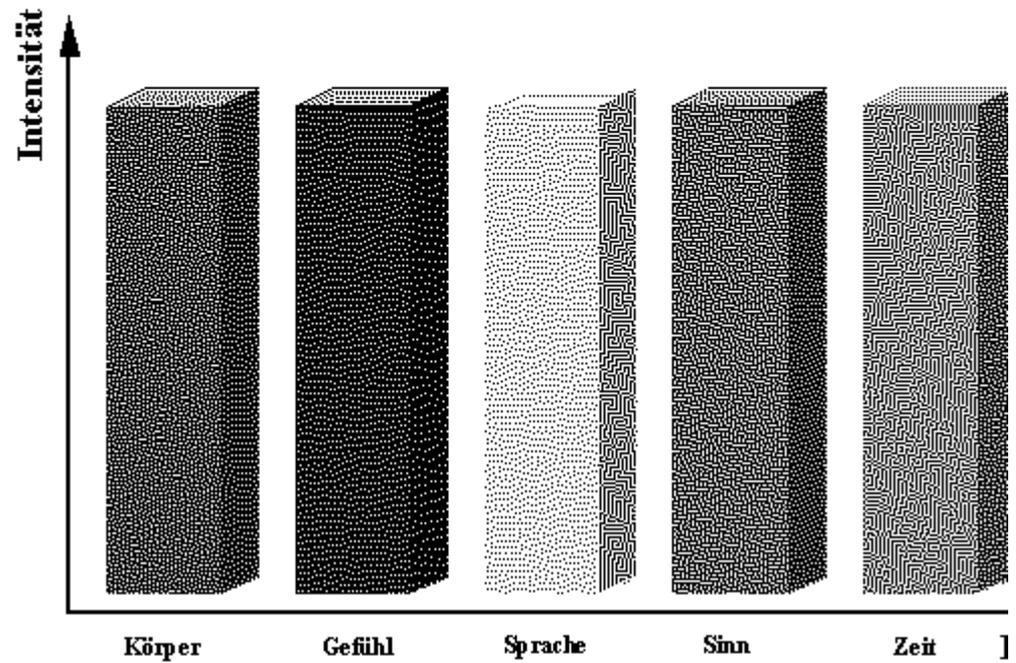
Sowohl im Elementarbereich als auch im Schulbereich stehen derzeit große Umbrüche und Veränderungsprozesse an. Jegliche Umbruchszeit ruft unterschiedliche Kompetenzen zu ihrer Bewältigung hervor und birgt aber auch in sich Konflikt- und Krisenpotential. Zu untersuchen wäre, inwieweit Unsicherheiten, die sich derzeit aus den Institutionen des Bildungsbereiches auf die Familien auswirken, von diesen kompensiert werden müssen, um ein inneres Gleichgewicht zu stabilisieren.

Immer weniger Eltern, unabhängig von ihrer Schichtzugehörigkeit, scheinen in der Lage zu sein, ihren Kindern eine stabile Lebensbasis anzubieten. Ihre eigene emotionale Bedürftigkeit macht ihnen dies schwer bis unmöglich. Ausdruck davon könnten vermehrte Erziehungsunsicherheiten bei gleichzeitigem Trend zu hohen Bildungsansprüchen und Bildungsleistungen an die eigenen Kinder (Stichwort „Frühenglisch ab 2 Jahren“, obwohl gegen jegliche pädagogische Vernunft u.s.w.) sein.

Desgleichen stehen Familien vor Problemen, wenn sie den Erwerbs- und den Familienlebenslauf miteinander verbinden wollen. Allein durch flexibilisierte Arbeitszeitstrukturen stoßen Familien an ihre Grenzen. Eine beiderseitige Beteiligung von Müttern und Vätern an familialen Arbeit- und Sozialisationsfunktionen, wird von vielen Eltern gewünscht und angestrebt, jedoch durch die Einflüsse starrer Institutionen, wie Kinderbetreuung, Schulzeiten etc., auf die Alltagsgestaltung unterbunden. Gleichberechtigte Familienmodelle sind nur schwer frei wählbar, statt dessen werden veraltete Arbeitsteilungen, wie männlicher Haupternährer und der Zuverdienst von Frauen oder die Doppelbelastung von Frauen institutionell gestützt. (Öffnungszeiten von Einrichtungen, die von Familien genutzt werden, wie z.B. Betreuungseinrichtungen für Kinder etc.) Der politisch gewollte Einfluss der Institutionen und die Leugnung von gesellschaftlicher Entwicklung führen letztlich im Familienbereich zu Belastungen und Sorgen für Konfliktstoff zwischen Müttern und Vätern.

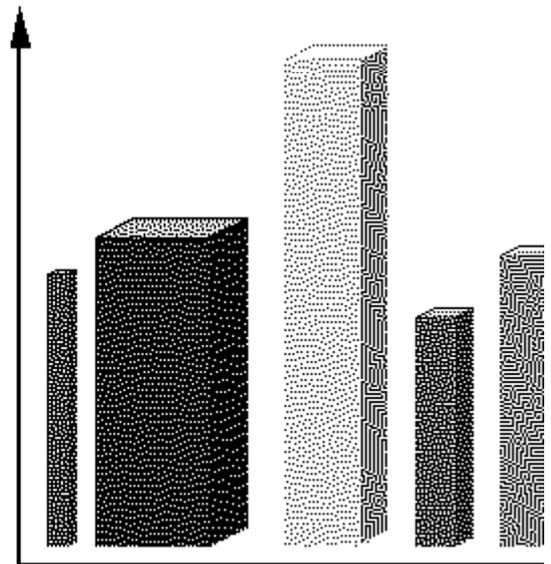
Am Beispiel des Schaubildes der Dialogsäulen aus der Paarsynthese wurde in der Arbeitsgruppe erläutert, auf welchen Ebenen Mutter und Vater Raum benötigen, um sich ausgewogen in ihrem „Intimen Dialog“ austauschen zu können. Zum anderen wurde deutlich, wie sich die zuvor geschilderten gesellschaftlichen Bedingungen direkt auf die Beziehung von Mutter und Vater und ihr Dialogverhalten auswirken können.

4. Paardialoge



Dialog-Arbeit

- Gleichgewicht der Säulen
- umkehrbarer Dominoeffekt
- besonders bei Substanzbereichen
- Seele der Sexualität
- Emotionalität der Sprache
- Gestik der Gefühle
- Sinn in Dir
- Zeit heißt Liebe schenken



Hypothese, die in der Gruppe bearbeitet wurde, und Ergebnisse der Diskussion als Hinweis auf die Erfahrungen Praktikerinnen und Praktikern:

„Institutionen, hier Arbeitsmarkt, greifen in die Lebensläufe und damit in die Netzwerke der Mitglieder der Familien ein. Dies führt zu Belastungen und Spannungen in den Beziehungen, denn das Gleichgewicht der verschiedenen Ebenen in der Partnerschaft wird gestört. Weiter wird die Entwicklung von Netzwerken und wechselseitiger Unterstützung und damit der Zugang zu Ressourcen von Familien mit und ohne Migrationshintergrund erschwert und der Dialog und das Zusammenwachsen von Familien in unserer Gesellschaft verhindert.“

Arbeitsaufgabe: Jede Untergruppe sammelt zu einer Frage Stichworte / Stichpunkte und schreibt diese auf. Beziehen Sie in ihre Überlegungen die fünf Dialogsäulen mit ein.

1. Was können Sie aus ihrem Arbeitsfeld über Familien berichten? Wie erleben Sie ihre derzeitige Situation? Welche Themen beschäftigen Familien? Welche Anliegen bringen Familien mit?

Auswertung in Stichworten: Arbeitslosigkeit, - in Verbindung mit Schulden; Familienformen, die unterschiedlich sind; Arbeitsteilung – Gerechtigkeit zwischen Mann und Frau?; ungenügende Kinderbetreuung; Zugänge zu Bildung und Beratung hängt von der Sprache ab; Elternbildung statt Erwachsenenbildung – der Wunsch dort abgeholt zu werden wo man steht; Sprachbarrieren überwinden – Zugänge zur Muttersprache ermöglichen; niederschwellige Angebote; Leistungsdruck – was soll aus den Kindern werden?; Schule – Ausbildung – Umwelt – produzieren Zukunftsängste

2. Welche gelungenen Veränderungsprozesse können Sie bei Müttern und Vätern wahrnehmen? Wo geraten Eltern / Familien jedoch auch an Grenzen, die letztendlich zu Spannungen und Belastungen führen? Welche Schnittstellen können Sie benennen, die einen Dialog zwischen Mütter und Väter und ihrem Lebensumfeld unterbrechen?

Auswertung in Stichworten: Elterngeld und Elternzeit ist positiv als auch negativ zu bewerten; räumliche Trennung der Generationen (Globalisierung) – Veränderungsprozesse bringen auch Ressourcen hervor; Annäherungen der Generationen durch das Bildungssystem – persönliches Wachstum über Generationen; familienfreundliche Angebote in Einrichtungen, die an den Bedürfnissen der Familien orientiert sind, Ar-

beitsmarkt – schlechte Arbeitsbedingungen für Mütter und auch Väter durch mangelnde Flexibilität der Arbeitszeiten,

3. Worin brauchen Familien weiterhin Unterstützung? Welche Aspekte sollte Elternbildungsarbeit miteinbeziehen, um die Bedürfnisse aller Familien zu erreichen? Welche Grundlagen würden Sie formulieren, die den Dialog zwischen allen Familien fördern und als Brücken zwischen den Kulturen genutzt werden können?

Auswertung in Stichworten: Mut zur Vielfalt; Familien brauchen Wertschätzung – mangelnde Wertschätzung durchzieht alle Institutionen, mangelnde Achtung und Würde; Familien brauchen Zeit zum Wachsen; Anerkennung der Unterschiedlichkeit – Familien darin unterstützen in ihrer Unterschiedlichkeit zusammenzuwachsen; Familien sind diejenigen, die Grundelemente der Vernetzung liefern; den eigenen Blick als Professionelle zu schärfen; viele Sprachen als Fähigkeit und Ressource sehen; niedrigschwellige Angebote; Mehrgenerationenhäuser, Eltern-Kind-Angebote, die nicht nebeneinander stehen; ganzheitliches Lernen; Bildung beginnt zu Hause, Beziehungsaufbau ist Bildung!; veränderter Bildungsbegriff; Vernetzung der Institutionen; Wie kommen an Familien die Infos? – Erreichbarkeit der Familien?

Literatur:

Cöllen, M. (1997). *Paartherapie und Paarsynthese – Lernmodell Liebe*. Wien: Springer Verlag

Angaben zu den Autorinnen und Autoren

Herausgeberin und Planung der Tagung:

Cornelia Mansfeld, Dr. phil., Diplom-Soziologin, Professorin für Soziologie und Sozialpolitik am Studienstandort Hephata der EFHD, Supervisorin (EKFuL, DGSv).

Schwerpunkte der Lehre: Veränderungen in den Geschlechter- und Generationenverhältnissen, Interkulturalität, Lebenslagen von Familien, familienpolitische Wirkungsanalysen, qualitative empirische Sozialforschung

mansfeld@efh-darmstadt.de

Planung der Tagung:

Annemarie Bauer, Dr. phil., Diplom-Pädagogin, Professorin für psychoanalytisch orientierte Sozialarbeit/Sozialpädagogik an der EFHD, Gruppenanalytikerin, (Lehr-)Supervisorin

Schwerpunkte der Lehre: Biografieforschung, Arbeit mit psychisch kranken Menschen, Psychoanalyse der Organisation, Intergenerationenbeziehungen im hohen Lebensalter

bauer@efh-darmstadt.de

Autorinnen und Autoren:

Alp Otman, Diplom-Pädagoge, Leiter des Interkulturellen Büros der Wissenschaftsstadt Darmstadt

interkulturell@darmstadt.de

Fahri Khalik, Dr. med., Psychoanalytiker, Kinder- und Jugendpsychiater, Frankfurt/M
Bis 1/2007 Chefarzt der Abt. Psychosomatik und Psychotherapie der Darmstädter Kinderkliniken

Ulrike Koch, Diplom-Sozialpädagogin und Mediatorin, Leiterin des Projektes „Stadtteilmütter in Berlin-Kreuzberg“, Diakonisches Werk Berlin-Stadtmitte e.V.,
sozialberatung@dw-stadtmitte.de

Paul Friese, Diplom-Psychologe und psychologischer Psychotherapeut, Leiter der Erziehungs- und Familienberatungsstelle und des Bereichs der Hilfen zur Erziehung im Internationalen Familienzentrum e.V., Frankfurt am Main. Internationales Familienzentrum Frankfurt, Falkstr.54a, 60487 Frankfurt

Paul.friese@ifz-ev.de

Ulrike Anders, Diplom-Sozialpädagogin, Gestalt- und Paartherapeutin, Lehrbeauftragte in der Familienbildung und an der EFHD, Darmstadt, ulrike@anders4.de

Arbeitspapiere aus der Evangelischen Fachhochschule Darmstadt

Herausgeber: Forschungszentrum der Evangelischen Fachhochschule Darmstadt, Zweifalltorweg 12, 64293 Darmstadt. Auf Anforderung werden Exemplare gegen Übersendung der Portokosten in Briefmarken zugesandt. Die mit * markierten Berichte sind bei uns nicht mehr erhältlich können aber gedownloadet werden.

Nr. 1 Kubon-Gilke, G. (2004)

Das Arrow-Unmöglichkeitstheorem und das Phänomen des leeren Kerns in Abstimmungsverfahren. Unlösbare Probleme in hoch formalisierten Verfahren zur Entscheidungsfindung in demokratisch verfassten Organisationen am Beispiel der Erstellung von Berufungslisten bei intransitiven Präferenzen.

Nr. 2 Miethe, I. Stehr, J. und Roth, N. (2005)

Forschendes Lernen in modularisierten BA-Studiengängen. Erfahrungen und hochschuldidaktische Konsequenzen

Nr. 3 Breitbart, M. und Zitt, R. (Hrsg.) (2006)

Innovationen im gemeindepädagogischen Dienst

Nr. 4 Bauer, A. und Brand-Wittig, C. (Hrsg.) (2006)*

Paardynamik in Gewaltbeziehungen

Nr. 5 Nowka-Zincke, A. und Kubon-Gilke, G. (2006)

Umweltgerechtes und soziales Wirtschaften in Marktökonomien Institutionelle Reputationsinstrumente für nachhaltigen, fairen Handel am Beispiel der Gesellschaft zur Förderung der Partnerschaft mit der Dritten Welt

Nr. 6 Kainulainen, S. (2007) mit Einleitung von Bell, P. und Köhler-Offierski, A.

Richtig, wahr und nützlich - Charakteristika und Möglichkeiten der Forschungs- und Entwicklungstätigkeit der Fachhochschulen

Nr. 7 Brieskorn-Zinke, M. (2007)

Pflege und Gesundheit - Wege zur salutogenetisch orientierten Gesundheitsbildung

Nr. 8 Schwinger, T. (2007)

Einstellung zu geistig Behinderten von Heilerziehungspflege-SchülerInnen und Studierenden der Heilpädagogik

Nr. 9 Mansfeld, C. (Hrsg.) (2007)

An den Stärken ansetzen – Interkulturelle Eltern- und Familienbildung